

Die junge Adresse in Halle-Neustadt

**block house**  
CITY



Flipp doch mal  
**HOUSE ...**  
in Dein eigenes Reich!

**WG-Zimmer**  
... ab 179 €

... inklusive Nebenkosten und Strom  
... kautionsfrei  
... mit Mini-Küche

**Apartments**  
... ab 199 €

... zentral und uninah  
... schnell ins Netz über Kabel



Deine Wohnung in Halle! [www.gwg-halle.de](http://www.gwg-halle.de)

Nr. 37 Juli 2011

hassturzeit

die hallische Studierendenschaftszeitung



# Liebe Leser,

habt Ihr schon ein Thema fürs Sommerloch? Bisher drücken sich die großen Medien noch darum und berichten munter über Energiepolitik, Finanzpolitik und Plagiatsvorwürfe in der Politik. Eine Studierendenzeitung hat genau mit den selben Problemen zu kämpfen – deshalb beschäftigen wir uns in dieser Ausgabe damit, wie man dem Sommerloch geschickt entgehen kann: Mit Kreativität. Deshalb ist »Kreativität« auch unser Hefthema geworden.

Um erst einmal zu verstehen, was Kreativität eigentlich ist, haben wir uns mit einer Dozentin für Gestaltung an der Kunsthochschule Halle getroffen. Für Hannelore Heise sind die Ideen nur die halbe Miete, auf die Umsetzung kommt es an.

Falls Ihr mal wieder eine Schreibblockade habt oder Euch einfach gar kein Thema für die kommenden Arbeiten einfallen will, helfen wir Euch auch: Mit vielen Kreativitätstechniken und -tipps zum selber Ausprobieren, garantiert Mind-Map- und Braincluster-frei!

Für unsere ganz kleinen Leser haben wir die erste Kreativitätsschule in Sachsen-Anhalt besucht. Dort hat uns der Geschäftsführer Dr. Torsten Hentschel verraten, was er über Kreativität denkt und dass es dabei nicht nur um »Basteln und Malen« geht.

## Impressum

*hastuzeit*, die hallische Studierendenschaftszeitung, wird herausgegeben von der Studierendenschaft der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und erscheint in der Regel zweimal im Semester während der Vorlesungszeit.

**Chefredaktion:** Julia Kloschkewitz (V. i. S. d. P.), Sabine Paschke

**Redaktion:** Konrad Dieterich, Yvette Hennig, Susanne Johné, Tom Leonhardt, Julius Lukas, Julius Schröder

**freie Mitarbeit:** Katharina Deppardt, Luise Kotulla, Helena Werner

**Layout:** Tom Leonhardt

**Titelbild:** Susanne Wohlfahrt

**Lektorat:** Konrad Dieterich, Julia Kloschkewitz

**Anschrift:** *hastuzeit*, c/o Studierendenrat der MLU, Universitätsplatz 7, 06108 Halle

**E-Mail:** [redaktion@hastuzeit.de](mailto:redaktion@hastuzeit.de)

In *hastuUni* setzen wir unsere Reihe über die Geschichte der MLU fort. Habt Ihr gewusst, dass unsere Uni eigentlich aus Wittenberg kommt?

Die MLU ist Fußball-Europameister! Über den Sieg in Istanbul und den Unialltag nach dem Titel haben wir mit Martin Wehlert gesprochen.

Außerdem haben wir den aktuellen Stand zur Debatte um das GSZ zusammengefasst und einen letzten Blick auf der Gelände geworfen, bevor die Abrissbagger ihre Arbeit aufnehmen. Falls Ihr nicht wisst, was das GSZ ist: Wir haben die Planungsgeschichte, die bis ins vorherige Jahrtausend zurückgeht, zusammengefasst.

In unserer Rubrik *hastuPause* stellen wir euch hallische Kulturpaten für Kinder vor. Gemeinsam mit »kulturfern« Kindern besuchen sie zum Beispiel Opernstücke und den Zirkus.

Dass Metal nicht nur hart und schnell, sondern auch sympathisch sein kann, haben wir gelernt, als wir im Proberaum zu Besuch bei Agamemnon waren.

Zu guter Letzt lassen wir Euch an einer kleinen Fotoausstellung teilhaben, die die Missstände der Arbeiter in Indien thematisiert.

Wir wünschen Euch viel Spaß beim Lesen, gute Nerven für alle Prüfungen und einen schönen Sommer!

Julia und Sabine

**Website:** [www.hastuzeit.de](http://www.hastuzeit.de)

**Druck:** Mansfeld-Druck Ltd., Zabenstedter Str. 42, 06347 Gerbstedt

Der Umwelt zuliebe gedruckt auf Recyclingpapier.

**Auflage:** 4000 Stück

**Redaktionsschluss:** 14. Juli 2011

*hastuzeit* versteht sich als Mitmachmedium.

Über Leserbriefe, Anregungen und Beiträge freuen wir uns sehr. Bei Leserbriefen behalten wir uns sinnwahrende Kürzungen vor. Anonyme Einsendungen werden nicht ernst genommen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt *hastuzeit* keine Haftung. Neue Mitglieder sind der Redaktion herzlich willkommen. Sitzungen finden in der Regel mittwochs um 20.00 Uhr im Gebäude des StuRa (Anschrift siehe oben) statt und sind öffentlich. Während der vorlesungsfreien Zeit finden die Sitzungen unregelmäßig statt.

# Inhaltsverzeichnis

02 Editorial – Das Wort zum Heft

04 Wie funktioniert das eigentlich? – Über die Geschichte unserer Universität

06 »Wir waren eine typische Turniermannschaft – MLU-Kicker holen EM-Titel

08 »Unsere einzige Hoffnung« – Eine Petition gegen Platzmangel

10 Kleine Geschichte des GSZ – Ein historischer Abriss

11 In Halle lässt es sich gut gründen – Uni gewinnt Millionen für Gründerkonzept

12 Kulturschock in Eigenproduktion – Deutsch-russischer Kulturaustausch

13 Kreativität – Zum selber machen

14 Jeder sucht sie, keiner hat sie – Drei Geschichten über Kreativität

15 Kreativität als Beruf – Gestalten, verwalten und rechnen ...

18 Vom Suchen und finden einer Idee – Wie man sich kreativ macht

20 Kreativität zwischen Schöpfung und Zerstörung – Eine Rezension

22 Kreativität ist, wenn man's macht – Fantasie in Kunst und Wissenschaft

24 »Kreativität ist mehr als Basteln und Malen« – In Neustadt lernen Kinder kreativ zu sein

26 Die erfolglose Suche nach der Kreativität – Eine poetische Intervention

27 Sommer, Sonne, Sonnenblume – Ein Foto von Julia Kloschkewitz

28 Vorhang auf für ... – Die Galerie Raum Hellrot

29 Metal, aber richtig! – Die Jungs von Agamemnon mögens laut

30 Zwischen zwei Welten – Eindrücke aus der Ausstellung »Modern Times«

32 An die Hand genommen – Wie Kindern Kultur näher gebracht wird

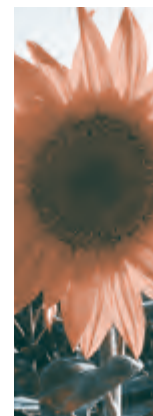
34 Pinnwand – Was sonst noch wichtig ist



hastuUni



hastuInteresse



hastuPause

# Es war einmal...

## Halle birgt eine der ältesten Hochschulen Deutschlands. *hastuzeit* unternimmt einen kleinen Ausflug in die Geschichte der Universität und schaut, wie alles begann. Teil 1

Fährt man mit dem Fahrrad durch Halle, kann man sie rund um die Innenstadt sehen, bis in weit entfernte Stadtgebiete hinaus: die kleinen, dunkelgrünen Schilder mit der gelben Schrift. Sie weisen daraufhin, dass das Gebäude, vor dem man steht, von der Universität genutzt wird.

An der Häufigkeit, mit der man auf diese Schilder trifft, merkt man, wie sehr die Hochschule und die Stadt räumlich eng verwoben sind. Und nicht nur das. Auch geschichtlich ist die MLU ein wichtiger Bestandteil der Stadt. 1994 feierte man das 300jährige Gründungsjubiläum des hallischen Zweiges. Doch schaut man auf die eigentliche Universitätsgründung, muss man über 500 Jahre zurück und über die Stadtgrenzen hinaus reisen: nach Wittenberg.

### Grundsteinlegung im Kurfürstentum Sachsen

Zu Zeiten der Universitätsgründung gehörte Wittenberg im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation zu den wettinischen Gebieten. Diese waren ökonomisch und politisch sehr bedeutende Gebiete des Reiches. Nach der Besitzteilung 1485 wurde Wittenberg den Ernestinern zugesprochen. Damit erwarben sie die Kurwürde, die 1486 auf Friedrich III. fiel. Der Kurfürst erstrebte die Gründung einer Universität, die von ihren Bewunderern *Leucorea* genannt wurde. Auf Bitten Friedrichs stellte Kaiser Maximilian am 6. Juli 1502 in Ulm die Gründungsurkunde aus. Die feierliche Eröffnung erfolgte dann am 18. Oktober des Jahres. Der erste Rektor war Martin Polich, der von der Regierung für dieses Amt designiert wurde.

Zu Beginn gliederte sich die Wittenberger Universität in die vier traditionellen Fakultäten Rechtswissenschaft, Theologie, Medizin und die freien Künste (*Artes*); als Un-

terrichtssprache diente Latein. In den verschiedenen Fächern sollten Bedienstete für die Sächsisch-Ernestinische Landesverwaltung ausgebildet werden.

Im Laufe des 16. Jahrhunderts erhielt die Universität dann vier große Kollegien. Das Juristenkolleg, das Augusteum sowie das alte und das neue (*Fridericianum*) Kollegium konnten allerdings der Vielzahl an Studenten kaum Raum bieten. Daher wurde auch die kurfürstliche Schlossbibliothek als Räumlichkeit genutzt.

Der spätere Namensgeber der MLU, Martin Luther, kam 1511 an die *Leucorea*, um zum Doktor der Theologie zu promovieren und eine theologische Professur zu übernehmen.

Durch ihn wurde die Universität in Wittenberg zu einem Zentrum der frühbürgerlichen Revolution und zum geistigen Mittelpunkt des gemäßigten Protestantismus.

Sie war eines der wichtigsten theologischen Zentren Europas.

Im Laufe der Zeit wurde Wittenberg zum Prototyp der neuen Universität. Nirgendwo verwirklichte sich so früh und effektiv wie hier das Bündnis zwischen gemäßigter Reformation und Humanismus. Ein weiterer wichtiger Vertreter in diesem Zuge war Philipp Melanchthon. Er war der Organisator der humanistisch-protestantischen Bewegung und brachte als Hochschullehrer humanistische Umgestaltung der Gesamtuniversität zum Abschluss. In seinem Konzept der Hochschulreform distanzierte er sich radikal von den Lehren der Scholastik, die für ihn die ursprüngliche christliche Lehre verdunkelt haben. Wissenschaftlichkeit war ihm sehr wichtig, und so forderte er die Notwendigkeit, die Sprachen zu studieren, um zu den Erkenntnisquellen vorzudringen.

Die nach diesen Grundsätzen erfolgte Umgestaltung der Universität war 1521 abgeschlossen.

### Aufrüstung im preußischen Gebiet

Als ein Instrument, um den preußischen Gesamtstaat politisch und wirtschaftlich zu festigen und in seiner geistigen und konfessionellen Ausprägung zu stärken, wurde die zu gründende Universität in Halle verstanden. Die wesentliche historische Bedingung dafür war die Herausbildung Brandenburg-Preußens zu einer absolutistisch regierten Monarchie.

Das Gebiet stand in Rivalität zu den Kursachsen und somit auch zu den dort ansässigen Universitäten in Wittenberg und Leipzig.

Die neue *Academia Fridericiana* in Halle sollte in dieser Konkurrenz brauchbare Juristen, Kameralisten, Mediziner, Prediger und Schulbediente ausbilden, die dem Staat noch von Nutzen sein sollten.

Die Akademie wurde am 19. Oktober 1693 in der »Stadt Halle zu Sachsen auf dem Gebiet des Herzogtums Magdeburg« errichtet und wurden mit den gleichen Rechten wie alle anderen Universitäten in Deutschland, Frankreich und Italien ausgestattet. Die Statuten der *Friedrichs-Universität zu Halle* besagten, dass sie die Monarchie stärken müsse. Der Hochschulalltag war daher stark an die kurfürstliche beziehungsweise königliche Gewalt gebunden. War die Bindung an den Staatsapparat perfekt, so besaß die Universität weitestgehend die Möglichkeit zur Selbstverwaltung.

Die Gründung der Universität Halle fiel in die Blütezeit der Frühaufklärung. Sie wurde geradezu zu einem Vorort dieser Zeit und entwickelte sich bereits in den ersten

vier Jahrzehnten ihres Bestehens zur führenden deutschen Universität. Thomasius, der 1690 nach Halle berufen wurde, galt dabei in seiner Rolle als Senior der Akademie und ersternannter Professor als geistiger Begründer der Universität. Ihm kam es darauf an, die Rechtswissenschaften von der theologischen Bevormundung zu befreien und das Naturrecht zu säkularisieren. Dabei entfaltete er sich zugleich in juristischen als auch philosophischen Aktivitäten. Viele Studenten folgten ihm in seinen Vorlesungen, die er deutsch las und in denen er das Interesse für seine fortschrittlichen Ideen weckte. Der Geist der frühen Aufklärung und ein wissenschaftlich geprägtes Leben hielten Einzug in die Universität.

Eine weitere prägende Persönlichkeit in der Geschichte der hallischen Universität ist August Hermann Francke.

Er prägte den deutschen Pietismus, und die von ihm 1698 gegründeten Franckeschen Stiftungen wurden zum Zentrum dafür. Seit demselben Jahr gehörte er auch der Universität als Professor der Theologie an.

Zwischen den beiden in Halle vorherrschenden Bewegungen der Frühaufklärung und des Pietismus kam es bald zu Spannungen. Diese Spannungen wirkten sich stark auf die Entwicklung der Universität und ihrer einzelnen Fakultäten aus. Dabei gewannen vor allem die juristische und theologische Fakultät an Bedeutung und Geltung.

Text: Julia Kloschkewitz  
Illustration: Susanne Wohlfahrt

• Fortsetzung folgt in der nächsten Ausgabe. Dann erfährt Ihr, wie nach dem Einzug Napoleons aus zwei Universitäten eine wurde.





## »Wir waren eine typische Turniermannschaft«

Fast ohne Medienrummel ist den hallischen Unifußballern eine Sensation gelungen: In Istanbul besiegten die MLU-Kicker die französische Studentenauswahl aus Lille. *hastuzeit* sprach mit BWL-Student und VfL-Spieler Martin Wehlert nach dem Spiel über EM, Sport und Studium.

**Martin, wie würdest du die Europameisterschaft der Unis zusammen fassen?**

In manchen Ländern ist das wirklich eine Staatsangelegenheit: In der Türkei wurde ein Jahr lang auf das Turnier hin trainiert. Wenn man das mit unserem Team vergleicht: Wir kommen alle aus unterschiedlichen Vereinen und hatten bis zuletzt noch Saison. Deshalb konnten wir vorher nur einmal zusammen trainieren und sind mit relativ geringen Erwartungen nach Istanbul geflogen. Als dann die Vorrunde gut lief, haben wir von Spiel zu Spiel weitergeschaut. Ich denke, wir waren eine typische Turniermannschaft: Bei uns stand immer das Team im Vordergrund. Umso schöner war es dann, dass wir es ins Finale geschafft haben. Als wir im Finalstadion angekommen waren, war das wie ein Traum für jeden Fußballer: Der Rasen war 1a geschnitten, die Kabinen waren super – es war wirklich alles wie im Profisport. Da die meisten von uns nur Amateurspieler sind, war das Feeling und das ganze Drumherum schon echt Wahnsinn. Und als dann auch noch das Spiel sehr gut für uns lief und wir mit

zwei schönen Schüssen in Führung gehen konnten, war uns klar: Niemand kann uns den Titel mehr nehmen.

**Ihr seid in der gleichen Nacht noch zurück nach Deutschland gekommen. Wenn die Nationalelf von einem Turnier zurückkommt, wird sie immer von einer Riesenhorde Menschen begrüßt und bejubelt ...**

Vor dem Turnier hat einer unserer Spieler eine Facebook-Seite eingerichtet. Da waren am Anfang nur wir selbst drin. Am Ende waren es dann über 200 Leute, die unsere Spiele verfolgten, sich die Bilder und die Videos angeschaut haben. Als wir dann um zwei Uhr nachts in Hannover gelandet sind, war eine Gruppe von etwa 30 Leuten am Flughafen, die uns mit Plakaten und Sekt begrüßt hat. Da hat man sich schon wie ein kleiner Star gefühlt.

**Wirst du jetzt in der Uni von Leuten angesprochen, die du vorher gar nicht kanntest?**

Gerade in der Uni sind wirklich viele Leute auf mich zugekommen und haben mich beglückwünscht. Alle sind total begeistert, dass wir gewonnen haben, und viele haben mir

»Für mich persönlich hat sich nicht viel geändert. Ich bin am nächsten Tag wieder in die Uni gegangen. Es ist halt trotzdem »nur« Unifußball.«

auch gesagt, dass sie jedes Spiel von uns mitverfolgt haben. Bei dem Empfang in Hannover waren aber vor allem unsere Familien mit dabei. Das muss aber auch eine relativ kurzfristige Entscheidung gewesen sein: Damit hatte von uns wirklich niemand gerechnet.

**Als Sieger habt ihr außer Ruhm und Ehre natürlich einen großen Pokal gewonnen. Gab es noch etwas, das ihr als Preis mit nach Halle gebracht habt?**

Also an materiellen Dingen nicht unbedingt. Aber, da spreche ich jetzt erst mal nur für mich: Es war ein wirklich wunderbares Erlebnis! Ich habe neue Freunde kennengelernt – wir haben uns viel mit den Franzosen unterhalten. Es war auch sehr schön, das eigene Team besser kennenzulernen. Wir haben über den Tellerrand hinausgeblickt. Ich denke, diese Erfahrungen und der Pokal – das ist das, was sich jeder gewünscht hat.

**Auf solchen Turnieren sind immer auch Talent-Scouts, die nach neuen Spielern Ausschau halten. Hat sich dein Leben nach dem Sieg in Istanbul verändert?**

Für mich persönlich hat sich nicht viel geändert. Wir sind jetzt ganz normal wiedergekommen. Ich bin am nächsten Tag wieder in die Uni gegangen. Es ist halt trotzdem »nur« Unifußball. Es ist schade, dass so ein Turnier in Deutschland so wenig Wertschätzung hat. In anderen Ländern, wie den USA, ist Unifußball sehr bekannt und hat auch einen viel höheren Status. Aber insgesamt, mal abgesehen von dem Selbstvertrauen, was ich bekommen habe, hat sich nicht viel verändert.

**Unifußball heißt, dass ihr alle noch studiert. Du selbst studierst in Halle BWL. Wie lässt sich so ein Leistungssport mit dem Studium vereinbaren?**

Das ist manchmal ganz schön schwierig. Ich als BWL-Student habe noch das Glück, dass bei relativ wenigen Veranstaltungen Anwesenheitspflicht besteht. Das heißt, ich kann selber frei entscheiden, zu welchen Veranstaltungen ich gehe. Und ich muss auch zugeben, dass ich die eine oder andere Veranstaltung wegen dem Fußball »verschiebe«. Ansonsten denke ich, dass es eigentlich beides sehr gut zusammen passt.

**Wirst du an der nächsten EM wieder teilnehmen?**

Das hängt ganz davon ab, ob die Uni Halle an der nächsten EM wieder teilnimmt. Wenn ja, hoffe ich natürlich, dass ich noch im Team bin.

**Was wünschst du deinem Team für die Zukunft?**

Dass wir als Mannschaft weiterhin den Kontakt halten, weil ich denke, das war unsere größte Stärke: Wir sind wirklich als Team aufgetreten. Da hat einer für den anderen gekämpft, ist für den anderen gelaufen. Das war gerade im Finale besonders wichtig. Wir alle hatten schon fünf Spiele »in den Beinen« – und keiner war sich zu schade, die 10 Meter mehr für den anderen zu rennen, zu laufen und zu kämpfen. Ich hoffe persönlich, dass wir als Mannschaft weiter in Kontakt bleiben – sowohl fußballerisch als auch auf der persönlichen Ebene.

Interview: *Jenny Schröder, Tom Leonhardt*

Foto: *privat*



Veraltet, abrisssbereit? Viele Teile auf dem Gelände sind noch aus DDR-Zeiten

## »Unsere einzige Hoffnung«

### Zu wenig Platz im neuen GSZ: Studierende sammeln Unterschriften

Dass die Pläne zum geistes- und sozialwissenschaftlichen Zentrum (GSZ) unter starkem Kostendruck stehen, ist schon seit einem Jahr bekannt. Als die Universität und der Landesbetrieb Bau am 19. Mai dieses Jahres ein Modell des neuen GSZ-Campus präsentierten, war der Unmut dennoch groß. Mehr als Außenansicht und Nutzfläche der Bauten stehen noch nicht fest – die Abrissbagger sind zwar schon seit Mitte Juli zugange, der Neubau soll aber erst im kommenden Jahr beginnen. Doch auch ohne genaue Kenntnis der Raumaufteilung ist bereits klar, dass es eng wird im neuen GSZ, sehr eng. So soll rechnerisch nur ein Seminarraum je Institut vorgesehen sein, »dabei sind an größeren Instituten wie der Politikwissenschaft und Japanologie schon jetzt die meisten Räume ausgelastet«, meint Joachim Langner, der studentisches Mitglied im Fakultätsrat der Philosophischen Fakultät I ist, wo die kostensenkenden Pläne des Landes ebenfalls für Ärger sorgen. Zusammen mit Kommilitonen formulierte Joa-

chim einen offenen Brief und eine inhaltsgleiche Online-Petition. Titel und Tenor: »Das GSZ muss dem Bedarf entsprechen!«

Nicht nur bei der Lehre, auch bei der Forschung ist Schmalhans Baumeister: »Die Räume für Drittmittelprojekte sind auf dem Stand von vor ein paar Jahren geplant, aber die Uni wird neuerdings vom Land gedrängt, möglichst viele Drittmittel einzuwerben. Für neue Projekte sind natürlich auch neue Räume nötig.« erläutert Joachim. Und selbst bei den Professoren ist der Platzmangel vorprogrammiert: Für drei Lehrstühle an der Orientalischen Archäologie und Ethnologie seien nur zwei Räume vorgesehen, und die beiden Dekanate der PhilFak I und II müssten sich einen Raum für die Dekane und einen Raum für die Sekretariate teilen.

Auf den engen Fluren seien nicht einmal Wartemöglichkeiten für Sprechstunden vorgesehen. An Räume für Fachschaften und Institutsgruppen sei unter diesen Um-

ständen erst gar nicht zu denken, meint Joachim, auch wenn der Kanzler der Uni, Dr. Martin Hecht, gegenüber TV Halle Zuversicht verbreitet, dass die vielen Institute am neuen GSZ sich untereinander einigen könnten, um den Fachschaftsräten fünf Räume zur Verfügung zu stellen.

Die Bibliothek auf dem GSZ-Campus soll ein Stockwerk weniger und damit nur 4400 statt 5500 Quadratmeter bekommen. Vor einem Jahr fand der damalige Bauminister Daehre diese Sparmaßnahme »vertretbar«, angesichts der fortschreitenden Digitalisierung. In den betroffenen Fakultäten wird diese Ansicht nicht geteilt. Raum für Neuerwerbungen bleibt da kaum, die Universitäts- und Landesbibliothek sondert bereits doppelt vorhandene Exemplare aus und beschied Prof. Rahul Peter Das von den Südasienswissenschaften, dass sie aus Platzgründen eine Buchschenkung von 70 Regalmetern aus Berlin nicht genehmigen könne. »Angesichts der sich abzeichnenden sehr misslichen Lage« zeigt Prof. Das gegenüber *hastuzeit* zwar Verständnis für diese Haltung. Die Bücher hat er vorerst in seinen Diensträumen untergebracht. Dennoch könne das »natürlich nicht die Lösung des Problems sein, denn Bücher sind für einen Geisteswissenschaftler sein Labor und seine Arbeitsmaterialien.«

Um den Kostenrahmen einzuhalten, wurde sogar an der Barrierefreiheit gespart. Das Gebäude der ehemaligen Tierklinik, wo unter anderem einmal die Archäologie einziehen soll, wird nur teilweise per Aufzug erschlossen.

Joachims offener Brief bekam schnell Unterstützung vom Studierendenrat, mehreren Fachschaften und politi-

schen Hochschulgruppen. Bei Redaktionsschluss hatte die Online-Petition bereits ca. 750 Unterzeichner, nicht mitgerechnet diejenigen, die den offenen Brief in Papierform unterschrieben haben. Professoren oder seinen Fakultätsrat konnte Joachim aber nicht dazu gewinnen, als Erstunterzeichner aufzutreten: »Sie stehen mit einem großen Konsens hinter den Forderungen, halten es aber für strategisch sinnvoller, den offenen Brief nur zu »unterstützen«, damit es eine studentische Initiative bleibt«, erläutert Joachim und wirkt dabei nicht sehr überzeugt. Lieber erzählt er vom Zuspruch, den die Studierenden erfahren haben. So meinte ein Professor: »Wir haben getan, was wir konnten, nun sind die Studenten unsere einzige Hoffnung.« Und ein anderer: »Die Studenten haben die Belange der Fakultät besser vertreten als das Rektorat. Das können Sie ruhig so nach außen kommunizieren.«

Dass das Land seine Pläne aufgrund der Petition noch einmal grundsätzlich ändern könnte, daran glaubt auch Joachim nicht so recht. Er hofft aber auf eine pragmatische Lösung der Raumknappheit, sei es über einen Anbau oder indem weiterhin Gebäude für die Universität angemietet werden: »Bei den Forderungen sind wir bewusst nicht ins Detail gegangen.«

Text: Konrad Dieterich  
Fotos: Tom Leonhardt

• Den Link zur Petition findest unter:  
<http://bit.ly/gsz-petition>

# Kleine Geschichte des GSZ

Worüber wird eigentlich schon so lange und so viel gestritten?

**Erste Planungen** dazu gab es schon 1999: Universität und Land wollen den Großteil der Institute aus den Philosophischen Fakultäten I und II, die bisher über die Stadt verstreut sind, an einem Ort zusammenbringen. Prinzipiell kann so ein gemeinsamer Standort einige Vorteile bieten: Die Universität spart Miet- und Betriebskosten, eine große Zweigbibliothek kann längere Öffnungszeiten anbieten als viele kleine, die Wege zwischen den Instituten werden kürzer.

Wo genau dieses »geistes- und sozialwissenschaftliches Zentrum« (GSZ) entstehen soll, darüber wurde zunächst heftig diskutiert. Die Stadt plädierte für das langjährige Bauloch an der »Spitze« zwischen Hallmarkt und Händelhalle. Im Mai 2006 erwarb das Bauunternehmen GP Günter Papenburg AG die Fläche von der Postbank und unterbreitete dem Land ein Angebot: 70 Prozent eines Neubaus sollten der Universität für 44 Millionen Euro überlassen werden. Land und Universität entschieden sich jedoch Ende 2006 für das alte Gelände der Landwirtschaftlichen Fakultät nördlich des Steintors an der Emil-Abderhalden-Straße, zwischen Ludwig-Wucherer- und Adam-Kuckhoff-Straße. Gutachten des Kultusministeriums und des Landesrechnungshofs hatten erhebliche Kostenrisiken im vermeintlichen Festpreisangebot von Papenburg errechnet. Auch die Nähe zur Hauptbibliothek, der Harzmensa und dem Universitätsplatz sprachen für den Standort an der Emil-Abderhalden-Straße.

Lobende Worte für diese Entscheidung fand seinerzeit der Arbeitskreis Innenstadt e. V., der sich für die Erhaltung von Baudenkmalern einsetzt. Vor fünf Jahren ging er davon aus, dass die historischen Gebäude auf dem Gelände der ersten agrarwissenschaftlichen Fakultät auf deutschem Boden weitgehend erhalten bleiben. Umso erboster reagierte der Verein, als ab Mitte 2010 allmählich umfangreiche Abrisspläne durchsickerten. Die Baukosten für das GSZ, zuletzt mit 52,3 Millionen Euro veranschlagt, drohten aus dem Ruder zu laufen, aber das Kabinett wollte die Mehrkosten von ca. 7 Millionen auf keinen Fall akzeptieren. Nun soll ein Großteil der alten Gebäude beseitigt werden, um an ihrer Stelle kostengünstige Neubauten zu errichten. 2005 hat sich das Land selbst die gesetzliche Grundlage dafür geschaffen, denkmalgeschützte Gebäude aus Kostengründen abzureißen.

Die Petition und der offene Brief der Studierenden richtet sich jedoch gegen die andere Maßnahme zur Kostensenkung: Sowohl die Bibliothek als auch die Institutsgebäude sollen kleiner ausfallen als geplant. Dabei wendet sich die Petition an die Landesregierung, der offene Brief ist persönlich an Wissenschaftsministerin Prof. Dr. Wolff, Finanzminister Bullerjahn, Rektor Prof. Dr. Sträter und Kanzler Dr. Hecht adressiert. Indes drängt die Zeit: der Baustart wurde bereits mehrfach verschoben, aber die EU-Fördermittel in Höhe von 37 Millionen Euro verfallen Ende 2012.

Text: Konrad Dieterich



Viele der historischen Gebäude werden der Abrissbirne zum Opfer fallen, das Haustiermuseum (Hintergrund, mit Graffiti) soll jedoch erhalten bleiben

# In Halle lässt es sich gut gründen

»Und was machst du nach dem Studium?« Mit der Frage lassen sich quasi alle Geistes- oder Sozial-, aber auch viele Naturwissenschaftler leicht verunsichern. Die Uni Halle will darauf eine Antwort geben: Gründen!

**Über mangelndes Interesse** kann sich das Hochschulgründernetzwerk Sachsen-Anhalt Süd nicht beschweren: »Es ist beeindruckend, wie viele Studierende mit dem Gedanken spielen, sich selbstständig zu machen. In den letzten zwölf Monaten haben wir mehr als 250 Beratungsgespräche mit Gründungsinteressierten und angehenden Unternehmern geführt«, fasst Dr. Susanne Hübner zusammen. Sie ist Projektkoordinatorin beim Hochschulgründernetzwerk und kümmert sich unter anderem darum, dass aus guten Gründungsideen am Ende auch gute Unternehmen werden. Mittlerweile gebe es auch immer mehr Studierende, die schon während des Studiums darüber nachdenken, sich selbstständig zu machen. Seit 2004 versucht das Hochschulgründernetzwerk, Studenten, Absolventen und Wissenschaftlern aus den Hochschulen im südlichen Sachsen-Anhalt genau bei diesem Weg Unterstützung zu geben: Sein eigener Chef zu werden und eine Firma zu gründen. Über 560 Teilnehmer hat das Team von Dr. Hübner bis heute auf diesem Weg begleitet.

Dass sich das Gründernetzwerk am Weinberg-Campus angesiedelt hat, ist kein Zufall: »Vor Ort gibt es bereits viele erfolgreiche Unternehmen, außerdem ist die Infrastruktur schon sehr gut ausgebaut.« Darüber hinaus seien Neugründungen im naturwissenschaftlichen Bereich für den Arbeitsmarkt interessant, weil sich durch eine neue Firma gleich mehrere neue Arbeitsplätze ergeben. »Geistes- und Sozialwissenschaftler machen sich vorwiegend als Freiberufler selbstständig. Trotzdem entstehen mit der Zeit auch hier größere Kooperationsverbände mit einem großen Leistungsspektrum an wissensbasierten Dienstleistungen«, erklärt Dr. Hübner.

Hierin liege auch ein großer Vorteil des Gründernetzwerks: Weder Naturwissenschaftler noch Designer oder Geistes- und Sozialwissenschaftler schaffen es langfristig, alleine am Markt zu bestehen. »Unternehmensgründungen aus der Hochschule sind komplex, innovativ und brauchen deshalb meist ein starkes, interdisziplinäres Team.«

Neben der klassischen Gründerunterstützung, wie der Beratung und Unterstützung bei der Businessplanerstellung, gibt es auch die Möglichkeit, die eigene Geschäftsidee im Ideenwettbewerb *Scidea* vorab bewerten zu lassen.



Das MLU-»Gründer«-Team nach der Preisverleihung in Berlin

Denn: »Ein frühzeitiges Feedback hilft, die Idee weiter auszubauen und angemessen auf eventuelle Schwächen zu reagieren.«

Für ihr Konzept zur Gründungsförderung in der eigenen Hochschule hat die MLU Anfang Juli zwei Millionen Euro beim bundesweiten Förderwettbewerb »EXIST – Gründungskultur – Die Gründerhochschule« eingeworben. Die Uni Halle gehört damit zu zehn ausgezeichneten Gründerhochschulen bundesweit. Obwohl die Uni Halle nicht unter die besten drei gekommen ist und sich deshalb nicht offiziell »Gründerhochschule« nennen darf, ist Susanne Hübner vom Förderkonzept in Halle überzeugt: Die Voraussetzung für eine erfolgreiche Gründung seien in der Region alle vorhanden.« Dazu zählen neben den Beratungsmöglichkeiten, Qualifizierungsangeboten und Gründerwerkstätten ein starkes Netzwerk mit anderen Forschungseinrichtungen und Branchenexperten.

Text: Tom Leonhardt

Foto: Bert-Morten Arnicke, Univations GmbH

• Lust bekommen, Dich selbstständig zu machen? Unter [www.hochschulgruender.net](http://www.hochschulgruender.net) findest Du zahlreiche Informationen und Kontakte, um Dich und Deine Idee erfolgreich umzusetzen.

# Kulturschock in Eigenproduktion

Die studentische Initiative MediAH organisiert seit sieben Jahren deutsch-russischen Kulturaustausch.

Wenn aus den Fenstern des ehemaligen Instituts für Landwirtschaft in der LuWu ein buntes Stimmengewirr zu vernehmen ist, dann hält MediAH eine Sitzung ab. In diesem Moment wird vielleicht diskutiert, wer die Reisepässe zum russischen Konsulat bringt, ob die Flugbestätigung schon eingetroffen ist, der letzte Antrag auf Fördermittel angenommen wurde oder das Programm für die Workshopwoche in Kooperation mit den russischen Projektteilnehmern seine finale Gestalt annimmt. Jeder übernimmt selbstständig nach besten Wissen und Gewissen bestimmte Aufgaben, egal ob unbedarfter Ersti oder erfahrener Langzeitstudent. Das interkulturelle Medienprojekt MediAH lebt durch seine Mitglieder, Studenten unterschiedlicher Fachrichtungen (Germanistik, Slawistik, Medien- und Kommunikationswissenschaften, IKEAS und andere) in Deutschland und Russland. Seit 2004 wurden sechs Workshopwochen abwechselnd in Archangelsk und Halle durchgeführt. Die Schwerpunkte waren dabei breit gefächert: deutsch-russische Stereotypen, die hallische Schul- und Medienlandschaft, soziale Einrichtungen und mehr. Auch im Mai dieses Jahres hat sich erneut eine Handvoll deutscher Studenten auf die Reise nach Archangelsk ans Weiße Meer begeben, um medienpraktische Erfahrung zu sammeln und Russland zu entdecken.

## Eine Plattform für alle

MediAH wandelt stetig seine Gestalt. Jedes Jahr kommen neue Teilnehmer hinzu und übernehmen den Platz und die Kompetenzen früherer Mitglieder. Toni ist seit Dezember 2005 dabei. »Für mich ist es eine Plattform, auf der deutsche und russische Studenten zusammenarbeiten, sich Gedanken über die Welt machen und Spaß haben können.«

Diese ging aus der Germanistischen Institutspartnerschaft Halle-Archangelsk hervor, welche 2004 gegründet wurde. Der daran beteiligte Professor des Lehrstuhls für Allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft, Dr. Werner Nell, hatte die Idee, die auf Dozentenebene bereits bestehende Partnerschaft zwischen beiden Universitäten auch auf Studentenebene fortzusetzen. Deutsche und russische Studierende sollten miteinander in Kontakt kommen, aber nicht nur irgendetwas zusammen machen.



Ein gemeinsamer Nenner fand sich schließlich im Bereich der Medien. Das Besondere: es werden keine wissenschaftlich-theoretischen, sondern arbeitsperspektivisch praktische Erfahrungen gesammelt.

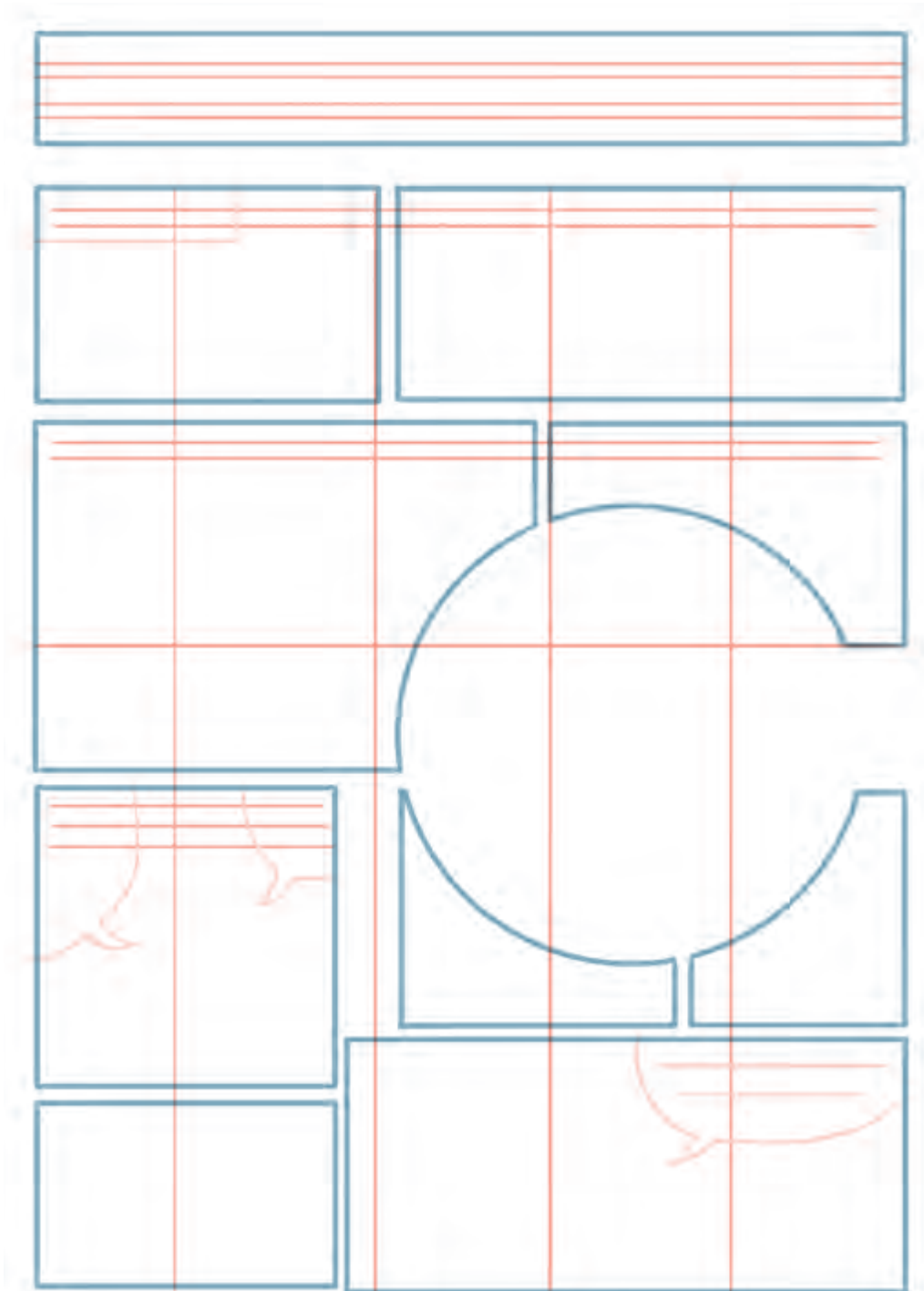
## терпимость

Toleranz. Dies war das Motto des bereits erwähnten diesjährigen Workshops in Archangelsk. In der Auseinandersetzung mit diesem vielseitigen Begriff sind unter anderem ein Kurzfilm, ein trilingualer Podcast, eine Fotostrecke, mehrere Blogartikel und kleine Theaterstücke entstanden. »Am diesjährigen Workshop hat mich vor allem die Organisation auf russischer Seite beeindruckt«, erklärt Toni, »Sie ist mittlerweile sehr gut institutionalisiert.« Einmal dieses Gefühl des selbstständigen »etwas Schaffens«, der Begegnung mit einer uns eigentlich bekannten und doch so fremden Kultur wie der russischen miterlebt zu haben, scheint keinen daran Beteiligten mehr loszulassen. Neben Toni gibt es noch andere Mitglieder, die bereits mehrfach Workshops in Halle und Archangelsk gestaltet und geprägt haben. Was bewegte sie zu so langer und aktiver Präsenz im Projekt? Toni sieht das so: »Ich finde es spannend, die Entwicklung von MediAH nachzuvollziehen und selbst Teil dieser Entwicklung zu sein, Veränderungen zu sehen und Erfolge zu feiern.«

Text: Katharina Deparade

Foto: Franziska Samos

- Wer mehr über MediAH und die diesjährige Arbeit der Gruppe erfahren will oder vielleicht selbst einmal vorbeischauen möchte, der findet auf der Seite [www.mediah.de](http://www.mediah.de) nähere Informationen.



**Der Comic zum Mitmachen:** Ihr seid dran! Anstatt Euch eine mehr oder weniger geistreiche Vorgabe zu geben, was für uns kreativ ist, wollen wir dieses Mal von Euch einen Comic sehen. Viel Spaß beim selber Malen und Schreiben!

Illustration: *Susanne Wohlfahrt*



# Jeder sucht sie, keiner hat sie

Kreativität kommt nicht von selbst, man muss mit ihr arbeiten.  
Drei prominente Geschichten erzählen von Kampf, Freundschaft  
und Verhandlungen mit »der Kreativität«

Der französische Schriftsteller George Steiner hat eine düstere Vorstellung vom Erfindergeist: »Quantensprünge sind ausgesprochen selten.« Er meint damit, dass wirklich kreative Ideen so gut wie nie vorkommen. Stattdessen würden nur bereits bekannte Ideen wieder neu aufgerollt und eventuell anders verpackt werden. Der Mensch an sich hätte nur eine begrenzte Anzahl an Gedanken, die man miteinander kombinieren könnte. Wir kommen also nur selten zu neuen Erkenntnissen. Deshalb solle man auch nicht darauf vertrauen, dass einem auf einmal geniale Ideen zugeflattert kommen. Kreativität im Sinne von neuen Einfällen, mit denen man bestehende Regeln bricht, wäre demnach gar nicht möglich.

Wäre das so, könnten Musiker, Schriftsteller oder allgemein – Künstler einpacken: Alle Werke, die sie jemals schreiben, zeichnen, komponieren ... würden, wurden schon vorher gedacht. Oder noch schlimmer: Sie werden gar nicht gedacht. Aber woher nehmen Künstler eigentlich immer wieder ihre Ideen? Gibt es »kreative Typen«, die vor Ideen sprudeln – und den (unkreativen) Rest? Tom Waits beschreibt Kreativität als Arbeitsprozess: Anstatt darauf zu warten, dass ihm Ideen für neue Songs in den Kopf kommen, spricht er mit ihnen. Waits zufolge hat jeder Song sein eigenes Wesen; an manche Songs müsse er sich anschleichen, sie dann überrumpeln, andere kommen als Gesamtwerk zu ihm, wieder andere müsse er so lange nerven und bedrängen, bis sie sich endlich ergeben. Deshalb sei es nicht verwunderlich, wenn Waits im Studio auf- und abgeht und seine Songs ausschimpft: *Der Rest ist schon längst fertig. Du kommst jetzt endlich raus, sonst bleibst du hier allein!*

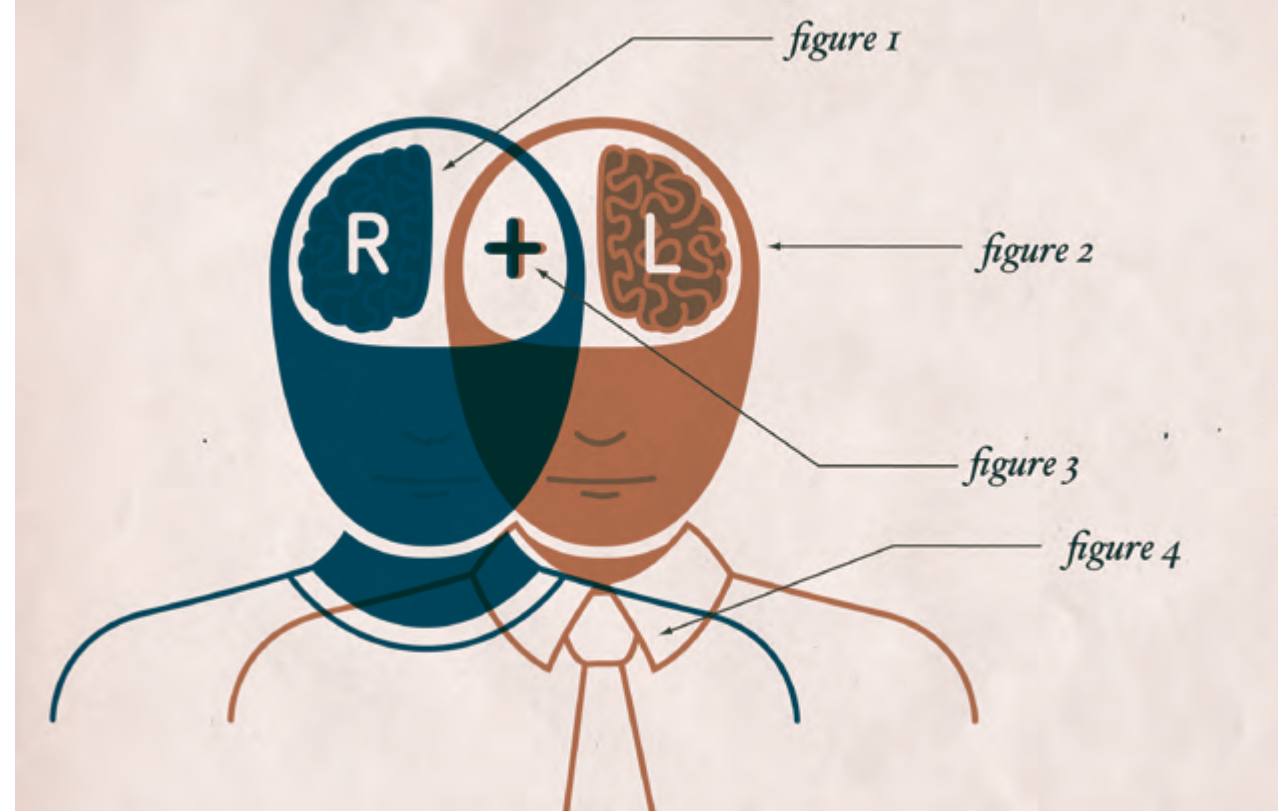
Ähnlich sieht es die Bestseller-Autorin Liz Gilbert: Kreativität und Inspiration seien keine spontane Eingebungen, sondern die Belohnung für harte Arbeit und ein gutes Einfühlungsvermögen: Eigentlich war ihr Buch

schon fertig, nur der Titel fehlte noch. Zuerst verfluchte sie es, weil ihr kein Titel einfallen wollte. Nach einigen Tagen der Verzweiflung begann sie dann, freundlicher mit ihrem Buch zu sprechen – plötzlich kannte sie den Titel: *Eat Pray Love*. Ideen müsse man also umsorgen, sie nicht beleidigen oder abschätzig behandeln. »Man muss die Idee davon überzeugen, sich zu zeigen. Man muss mit ihr sprechen.« Um von anderen nicht als verrückt abgestempelt zu werden, arbeite sie deshalb immer alleine in ihrem Büro.

Eine andere Art der Selbstinspiration hat Oliver Sacks vorgeschlagen. Der US-Neurologe ist vor allem für seine Bücher, zum Beispiel »Zeit des Erwachens« oder »Der Mann, der seine Frau mit einem Hut verwechselte« bekannt. Als Sacks mit seinem ersten Buch, »Migränen«, begonnen hatte, traf ihn das, wovor sich jeder Autor fürchtet: Eine Schreibblockade. Sie war so hartnäckig, dass er über Wochen und Monate kein einziges Wort mehr schreiben konnte: »Ich war regelrecht verzweifelt.« Dann kam Sacks eines Tages der erlösende Gedanke: »Du hast jetzt noch zehn Tage, das Buch fertig zu schreiben. Wenn du bis dahin nicht fertig bist, bringst du dich um.« Sacks war so von der Ernsthaftigkeit seiner eigenen Gedanken verstört, dass er sich an seinen Schreibtisch setzte und begann, »einfach so« an dem Buch weiterzuarbeiten. Auf einmal schossen ihm die Wörter nur so zu, es war, als »würde mir das Buch diktieren werden«. Schon nach neun Tagen war das Buch fertig.

Was Kreativität ist, dafür gibt es zahlreiche Definitionen. Was sie ausmacht, wie man sie »kontrolliert« – ob man das kann, ist ungeklärt. Man kann mit oder an ihr arbeiten, mit ihr verhandeln. Aber von selbst kommt sie nicht.

Text: Tom Leonhardt  
 Illustration: Susanne Wohlfahrt



## Kreativität als Beruf

Eigenständig und dabei kreativ zu sein, ist ein Balanceakt. Wie man seine  
Idee verkauft, ohne dabei nur zum Manager zu mutieren.

»Was macht die Kunst?« – »Die Kunst geht nach Brot.« – »Das muss sie nicht; das soll sie nicht.« Schon Lessing wusste in seinem Drama »Emilia Galotti« von dem Zwiespalt des Kreativen zur Ökonomie. Ein Künstler soll der Kunst wegen arbeiten und nicht, um seinem Auftraggeber zu befriedigen. Die Kunst ist visionär, die Wirtschaft rational. Die Ökonomie richtet Grenzen ein, die der Freigeist überschreiten muss, um Neues zu schaffen. Aber ist diese strikte Trennung überhaupt möglich? Kann man sich Kreativität als Beruf überhaupt leisten, wenn man nicht gerade als Prinz geboren wurde? Besonders lebensnah ist diese Vorstellung tatsächlich nicht. Denn ein Kreativer unterscheidet sich erst einmal gar nicht von einem gewöhnlichen Unternehmer. Eine gute Idee zu haben ist das eine, sie aber auch vermarkten zu können das andere.

Wissen, was man will  
 Das klingt unromantisch, denn so verkauft man sich und sein Inneres zwangsläufig. »Ich bin eigentlich zu gleichen

Teilen Geschäftsfrau wie auch Gestalterin«, meint Designerin Anne Trautwein. Während ihrer Diplomarbeit hat sie sich mit Tyvek, einem Geotextil aus dem Häuserbau, beschäftigt und daraus eine Kollektion entworfen. Sie hat den Stoff, der besonders reißfest und atmungsaktiv ist, in Spitze und Strick verwandelt. Das Konzept fand so großen Anklang, dass sie sich vor einem Jahr mit *formliebe* selbstständig gemacht hat. »Momentan nimmt der wirtschaftliche Teil noch sehr viel Zeit in Anspruch. Ich bringe gerade mehr Zeit mit Kundenakquise und organisatorischen Dingen, als wirklich kreativ tätig zu sein«, meint die Unternehmerin. Doch sie ist optimistisch. Vor kurzem war das noch anders. »Ich wusste zuerst gar nicht, was und wohin ich genau wollte.« Das sei ein großer Anfängerfehler, seine Ziele bei der Unternehmensgründung nicht genau zu definieren und die Produktpalette so breit wie möglich aufzustellen, in der Hoffnung, so mehr potenzielle Kunden anzusprechen. »Das ist der größte Trugschluss.« Inzwischen hat sie sich klar aufgestellt, ihr Ziel vor Augen

und merkt, dass es voran geht. Diesen großen Schritt hat das Team von *Liebling* noch vor sich. Franziska Kolb und Christin Raschke hatten im Rahmen einer Projektarbeit die Idee einer Singlebörse der etwas anderen Art. Statt sich in der gewöhnlichen Kontaktanzeige zu beschreiben, »gibt man einen Gegenstand ab, der einem am Herzen liegt, und erzählt dazu eine kleine Geschichte«, erzählen die Burgstudentinnen. Der Suchende gibt dabei nur sein Alter sowie eigenes und gesuchtes Geschlecht an. Die Idee dahinter ist, dass sich Menschen auch in ihrer Einrichtung ausdrücken. Ob man seine Einrichtung bei Ikea oder auf dem Flohmarkt kauft, so etwas beschreibt einen Fremden ganz gut. Im Januar haben sie ihre eingesammelten Gegenstände in einem Laden präsentiert und zusätzlich Singleveranstaltungen organisiert. Es hat sich sogar ein Pärchen gefunden. Aber es ging eher darum, »Barrieren abzubauen und Menschen kennenzulernen, mit denen man unter normalen Umständen wahrscheinlich nicht redet«, erklärt Christin. Es haben sich auch Freundschaften entwickelt, etwa zwischen der 70-jährigen Oma und dem schwulen Mitt-Zwanziger. »Sie hat einen Lachsack abgegeben und er eine Clownsmaske. Die beiden pflegen immer noch Brieffreundschaft«, so Franziska. Die Idee ist eingängig. Etwas Bekanntes, die Partnersuche, wird neu und lustig gestaltet. »Das Experiment war nicht abstrakt oder abschreckend. Der Besucher braucht sich nicht die Was-will-mir-der-Künstler-damit-sagen-Frage zu stellen«, erklärt sich Franziska den Erfolg des Projektes.

#### Die Idee und nicht sich selbst verkaufen.

An wirtschaftliche Aspekte haben sie bei der Umgestaltung des Projektes nicht gedacht. Für den Laden mussten die beiden nur die anfallenden Nebenkosten bezahlen. »Wir haben das erst einmal als Experiment gesehen«, so Franziska, die selbst nicht mit so positiver Resonanz gerechnet hat. Vor kurzem hat das Team den Publikumspreis des Scidea-Ideenwettbewerbs vom Hochschulgründernetzwerk Sachsen-Anhalt gewonnen und spielt nun mit dem Gedanken der Selbstständigkeit. »Die größte Herausforderung besteht wahrscheinlich darin, einfach anzufangen.« Denn anfangen bedeutet auch, einen Finanzplan aufzustellen, Preise zu kalkulieren und Geldgeber zu finden. Der kreative Akt hat zwar Spaß gemacht, aber als Manager sehen sich beide nicht. Und das wollen sie auch nicht, denn das Betriebswirtschaftliche erzeugt immer auch den Beigeschmack des Grenzensetzens und des sich Verbiegens. Man möchte ja seinen Ideen nachgehen und sich nicht mit der Steuererklärung beschäftigen. Dass sich die beiden mit der wirtschaftlichen Ausgestaltung noch nicht wirklich beschäftigt haben, wurde auch von der Jury des Scidea-Ideenwettbewerbs bemängelt. Um Geld zu verdienen, könnte *liebling* zum Beispiel Mitgliedsbeiträge verlangen oder Singleveranstaltungen, wie Kochabende, veranstalten. Denn ganz brotlos geht es dann doch nicht. Man muss sich darüber klar werden, dass man den Wert der eigenen Idee auch verkaufen muss, aber nicht unbedingt sich selbst. Dass »viele Kreative einen Zwie-

»Der Hauptunterschied zwischen den kreativen und den weniger kreativen Mitarbeitern besteht schlicht darin, dass die kreativen Leute sich selbst als kreativ einschätzen, und die weniger kreativen genau das nicht tun.« (Richard L. Weaver)

spalt zwischen dem reinem Unternehmertum und ihrem Schaffensprozess« verspüren, bestätigt auch Bert-Morten Arnicke, Projektmanager von *Kreativmotor*. Am UNIVATIONS Institut angesiedelt, vermittelt das Projekt kreativen Selbstständigen betriebswirtschaftliche Tools, die vor allem am Anfang noch fehlen. Denn ohne geht es nicht. »Ob es sich nun um den Vertrieb, das Marketing oder um steuerliche Aspekte handelt«, man kann sich davor nicht sperren, erklärt der Projektleiter. »Es gibt zum Beispiel Tage, an denen gibt es für mich nichts Schlimmeres, als irgendjemandem klarmachen zu müssen, wie gut meine Dienstleistung ist. An anderen funktioniert das reibungslos«, erklärt Anne Trautwein von *formliebe*. Das gehöre nun mal zum Business und könne man sich leider nicht aussuchen. Auch Franziska und Christin wollen »erst einmal kalkulieren und die ganz Sache durchspielen«, bevor sie *liebling* vielleicht als Unternehmen gründen. »Eigenständigkeit bedeutet große Verantwortung«, so Franziska, die die Befürchtung hat, »dabei eher zum Manager zu werden, statt kreativ zu sein«.

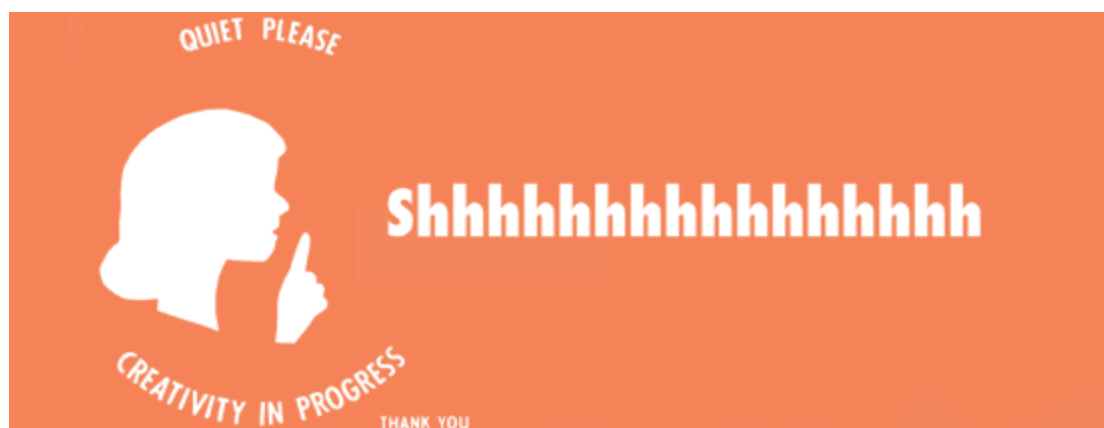
#### Gesetzte Grenzen und zu schaffende Freiräume.

Ist das dann der zu zahlende Preis dafür, dass man sein eigenes Ding machen kann? Eine Schranke, die man sich selbst setzt, indem man Kreativität optimiert, effizient und zielgruppenorientiert gestaltet? Arbeitet man als Kreativer in einem Unternehmen, braucht man sich zwar nicht um einen Finanzplan oder die Kundenakquise zu kümmern. Anweisungen, wie ein Produkt am Ende aussehen und welche Zielgruppe sich angesprochen fühlen soll, bekommt man trotzdem. Also wieder Schranken. »Wie groß meine Handlungsspanne ist, hängt immer vom Auftraggeber ab«, meint Anne Trautwein von *formliebe*. Manche lassen dabei wirklich einen großen Spielraum, andere treten mit klaren Vorgaben an sie heran. Die Abwechslung sei dabei ganz gut, so bestehe nicht die Gefahr, sich »im

Detail zu verlieren«. Dazu gibt es meist auch vom Kunden vorgegebene Deadlines, die es einzuhalten gilt. Der dabei entstehende Druck kann als hemmend empfunden werden, aber auch als Antrieb, den nächsten Schritt zu wagen und nicht weiter auf der Stelle zu treten. Wer kennt nicht das Bild des Künstlers, der sein Leben einem Werk widmet und bis zum Tod nicht fertig wird, weil er nie damit zufrieden ist. Dieser Druck kann aber nicht nur von außen, sondern auch von innen, also vom Arbeitgeber kommen. Anne Trautwein konnte bereits Berufserfahrung bei einem Modehersteller sammeln, wobei sie sich sehr eingeschränkt fühlte. Sie habe sich schon etwas gelangweilt, denn ihre Designaufgaben waren zwar »sehr vorhersehbar«, dennoch an feste Termine gebunden. »Diese Erfahrung war gut, denn sie hat mir gezeigt, dass ich lieber etwas Eigenes machen will«. Schranken bestehen auch für Freischaffende, allerdings verschaffen manche Aufträge finanziellen Freiraum und die Zeit, Neues zu entwickeln und auszuprobieren. Denn *formliebe* ist das eine, die Dienstleistung. Dabei geht die Designerin auf die speziellen Wünsche ihrer Auftraggeber ein und findet für technische Textilien, die sonst im industriellen Bereich eingesetzt werden, neue Anwendungsgebiete. Das andere, das Neue, ist der Wunsch, ein Produkt selbst zu entwickeln und zu vermarkten. Für die spezielle Strickmethode, mit der sie bei ihrer Diplomarbeit für Staunen gesorgt hat, läuft gerade die Patentanmeldung. Unabhängig von *formliebe* will die Designerin Strickkleidung für den Freizeit-, Wellness- und Aktivbereich entwickeln. Die Unternehmensgründung läuft gerade an. Wieder ein Finanzplan, den sie aufstellen muss. Aber auch wieder die Chance, sich ganz neu verwirklichen zu können und eben Grenzen auszutesten.

Text: Yvette Hennig

Illustrationen: OpenSourceWay, Amanda Hirsch (Creative Commons, BY-SA)



# Vom Suchen und Finden einer Idee

Wer nicht darauf warten möchte, von der Muse geküsst zu werden, dem sollen unsere gesammelten Kreativitätstechniken und Tipps helfen.

»Writing is easy. You only need to stare at a piece of blank paper until your forehead bleeds.« (Douglas Adams)

Eine Methode, 108 Ideen: Brainwriting

Das Brainwriting, auch 6-5-3-Methode genannt, entwickelte sich aus dem Klassiker der Ideenfindung, dem Brainstorming.

Wie sich aus dem Namen bereits ergibt, werden dabei die Problemlösungen direkt aufgeschrieben.

Dazu braucht man sechs Personen, die innerhalb von fünf Minuten drei Ideen auf ein Blatt Papier schreiben. Dieses wird nach der genannten Zeit an den nächsten weitergegeben. Dann werden wieder innerhalb von fünf Minuten drei Vorschläge aufgeschrieben, oder die vorhandenen weiterentwickelt. Dieser Prozess geht reihum, bis jeder Teilnehmer seine Ideen oder Ergänzungen niedergeschrieben hat. So ergeben sich am Ende 108 Ideen, wenn jeder auf jedem Blatt drei neue Punkte notiert hat.

Dies ist eine sehr ergiebige Methode, die bei erfolgreicher Ausführung stufenweise viele Lösungen hervor-

bringt. Natürlich lässt sie sich auch mit weniger Teilnehmern, Minuten oder Ideen durchführen. Die Vorteile liegen dabei in der Masse der Ideen. Die ständige Weiterentwicklung der gebrachten Vorschläge führt außerdem zu qualitativ besseren Ergebnissen und eignet sich so auch für komplexere Probleme. Für schüchterne Teilnehmer ist es ein Weg, ihren Ideen einzubringen, ohne vor der Gruppe sprechen zu müssen.

Allerdings erfolgt das Brainwriting auch weniger spontan, erfordert mehr Einsatz und ist aufwendiger in der Auswertung.



»If you can dream it, you can do it«  
die Walt-Disney-Methode

Die Walt-Disney-Methode geht – natürlich – auf den legendären Comiczeichner zurück. Für diese Technik benötigt Ihr drei Personen: den Träumer, den Realisten und den Kritiker. Disney soll alle drei Positionen selbst eingenommen haben, um auf seine Ideen zu kommen. Damit Ihr nicht zwangsweise schizophren werdet, empfehlen wir drei Personen, die jeweils eine Rolle einnehmen. Damit sich die Personen nicht gegenseitig beeinflussen, sollten sie räumlich voneinander getrennt an der Umsetzung des Projektes bzw. an den Ideen arbeiten.

Der Visionär überlegt sich ein zukünftiges Szenario und legt damit die Ziele für das Projekt fest.

Wichtig für den Visionär ist es, durchgehend positiv zu denken und sich nicht an der konkreten Gestaltung der Umsetzung aufzuhalten.

Der Realist ist dafür zuständig, die Visionen umzusetzen: Er arbeitet die Ziele und Wünsche des Visionärs in die tatsächlichen Rahmenbedingungen ein. Der Realist gibt an, welche Schritte für die Ziele notwendig sind.

Die Kritiker sind die »Miesepe-ter«. Sie analysieren kritisch, welche Probleme und Risiken die Vorschläge des Realisten mit sich bringen. Dabei darf der Grundgedanke, dass das Problem zu lösen oder das Ziel realisierbar ist, nicht vernachlässigt werden.

Damit die Methode wirklich Erfolg hat, ist es wichtig, die drei Personen voneinander zu trennen: Der Visionär darf bei der Findung der Ziele nicht von den anderen gestört oder kritisiert werden. Der Realist sollte sich nicht durch eventuelle Probleme einschränken lassen. Der Kritiker muss einen Spagat zwischen Objektivität und Vertrauen in die Ziele versuchen.



»Wenn ich die Menschen gefragt hätte, was sie wollen, hätten sie gesagt schnelle Pferde.« (Henry Ford)

Verkehrte Welt spielen – die Kopfstandtechnik

Einfache Lösungen sind immer die schönsten. Oft klappt es aber nicht, auf eine knifflige Frage eine schnörkellose und elegante Antwort zu finden.

Warum nicht einmal den Spieß umdrehen? Bei der Kopfstandtechnik kommt es darauf an, zuerst das eigentlich Ziel zu verneinen. Für dieses »Anti-Ziel« werden dann »Anti-Lösungen« gesucht. Aus diesen können dann häufig wichtige Ansätze zur Lösung der eigentlichen Frage gewonnen werden.

Das eigentliche Problem könnte zum Beispiel lauten: »Ich habe am Ende des Monats kein Geld mehr.« Die Umkehrung der Frage wäre: »Wie schaffe ich es, mein Geld noch schneller auszugeben?« Mögliche Anti-Lösungen wären dann beispielsweise, nicht auf die Preise bei Lebensmitteln zu achten, häufiger in Restaurants essen zu ge-

hen, jedem Kaufrausch nachzugeben und nicht darüber nachzudenken, wie viel Geld man in diesem Monat schon ausgegeben hat.

Daraus ergeben sich dann Lösungsansätze für das richtige Problem: Ein Haushaltsbuch zu führen, die Preise von Lebensmitteln zu vergleichen, öfter selbst zu kochen und darüber nachzudenken, ob man den gerade heiß begehrten aber in Wirklichkeit total blödsinnigen Gegenstand wirklich braucht oder ihn nach zwei Minuten direkt wieder entsorgen würde.

Der Nachteil der Methode: Häufig kommen bei den Problemlösungen Selbstverständlichkeiten heraus, die Ihr vielleicht schon vorher wusstet. Der Vorteil davon: Ihr habt sie schwarz auf weiß.

»Ideen sind wie Kinder: Die eigenen liebt man am meisten.« (Lothar Schmidt)

Vier Grundregeln für mehr Kreativität:

1. **Keine Kritik:** Während der Ideenphase solltet Ihr darauf verzichten, gleich kritisch darüber nachzudenken, ob die Idee Gehalt hat. Dafür habt Ihr später noch genug Zeit. Außerdem verschwinden dadurch Ideen, die nur auf den ersten Blick »schlecht« sind.

2. **Keine Hierarchie:** In der Gruppe sollte es zu Beginn keine Rangordnung geben; alle Ideen sind gleich gut.

3. **Quantität vor Qualität:** Zögert nicht, jeden noch so absurden Gedanken aufzuschreiben, der Euch durch den Kopf geht. Fast nie ist der erste Einfall der beste.

4. **Fragen formulieren:** Die Ausgangslage für jede Überlegung sollte eine Frage, kein Problem sein. Fragt Euch nicht, warum die Hausarbeit blöd ist, sondern wie man sie verbessern kann.

Wenn nichts mehr geht

Manchmal fällt einem trotz oder gerade wegen der großen Gedankenmühen nichts mehr ein. Was dann hilft?

1. **Ruhe bewahren:** Man muss sich selbst positiv zureden, um den Druck zu nehmen. Dann können die Gedanken wieder besser fließen.

2. **Abschalten:** Entspannende Musik hören, ein Spaziergang an der frischen Luft, ein lockerer Abend mit Freunden. Zwischen all dem Tatendrang und Zeitdruck muss man sich auch eine Auszeit gönnen. Dabei sammelt man neue Eindrücke, und manchmal überrascht einen der Zufall mit einer schönen Idee.

3. **Refugium:** Sucht Euch einen Ort, der Euch inspiriert und an den Ihr Euch zurückziehen könnt, damit keiner Eure Gedankengänge stört.

Text: Julia Kloschkewitz, Tom Leonhardt  
Illustration: Susanne Wohlfahrt

# Kreativität zwischen Schöpfung und Zerstörung

Der Professor für Psychotherapeutische Medizin Dr. Rainer M. Holm-Hadulla versucht in seinem neuen Buch eine Kreativitätstheorie zu entwickeln, die neurobiologische, psychologische und kulturwissenschaftliche Vorstellungen verknüpft.

»Des Menschen Tätigkeit kann allzu leicht erschlaffen,  
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh;  
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,  
Der reizt und wirkt und muss als Teufel schaffen.«

Schon Goethe verdeutlichte in der »Faust«-Tragödie, dass menschliche Kreativität und Tätigkeit durch ein Spannungsfeld guter und böser Mächte entsteht, nämlich aus einem Konflikt von Entstehung und Zerstörung.

Der Heidelberger Professor Dr. Rainer M. Holm-Hadulla stützt sich mit seinem neuen Buch »Kreativität zwischen Schöpfung und Zerstörung« auf diesen Standpunkt, um zu verdeutlichen, dass sich Kreativität aus einem Wechselspiel von Ordnung und Chaos entwickelt.

Für diese These weist der Autor, der auch als Psychotherapeut tätig ist, auf frühe Schöpfungsmythen hin. Indem er auf die Götter Zeus, Kronos und Uranos verweist, verdeutlicht er, dass der Kosmos ursprünglich aus Unordnung entstand, und unterstreicht anhand der biblischen Vorstellung der Schöpfungsgeschichte (aus dem Nichts entsteht Leben) seine These. Leonardo da Vinci, Jim Morrison und vor allem auch Goethe werden als Repräsentanten für verzweifelte oder in sich einsame Genies herangezogen, da sie beweisen, dass aus Selbstzerstörung oder Einsamkeit großes schöpferisches Schaffen entstehen kann. Mit den modernen Vorstellungen, also dem Anspruch auf Individualität und Kreativität mit gleichzeitig einhergehender Abstumpfung der Menschen, rundet der Autor seine Meinung ab, dass Kreativität schon immer aus



einem Konflikt zwischen dem Schöpferischen und der Destruktivität entstanden ist.

Kreativität ist jedoch ein weiter Begriff. Holm-Hadulla definiert sie als »Neukombinationen von Informationen«, was das Phänomen jedoch auch nicht im Detail erklärt. Wegen der Komplexität des Themas ist es fast unmöglich, eine konkrete Kreativitätstheorie in Büchern oder im Internet ausfindig zu machen. Der Autor, der auch Studierende psychotherapeutisch betreut, versucht dieses Problem zu lösen und eine kohärente Theorie der Kreativität zu schaffen. Dafür verknüpft er neurobiologische, psychologische und kulturwissenschaftliche Vorstellungen vom Schöpferischen und entwickelt somit ein relativ ganzheitliches Bild.

Die psychologische Kreativitätsforschung vertritt den Standpunkt, dass Kreativität aus einem Wechselspiel von

Anspannung und Entspannung resultiert. Menschliche Leidenserfahrungen oder Melancholie fördern kreatives Schöpfungspotential, welches dann wiederum die leidvollen Empfindungen beseitigt.

Die neurobiologischen Studien entsprechen den psychologischen weitestgehend, da ihre Theorie davon ausgeht, dass ein kreativer Prozess durch einen Ausgleich von Konzentration und Distraction im Gehirn zustande kommt. Somit werden während eines kreativen Prozesses bestimmte neuronale Netzwerke desorganisiert und wieder neu hergestellt, so dass neukombinierte Informationen geschaffen werden. Kulturwissenschaftliche Studien vermuten, dass kreative Tätigkeiten menschliches Destruktionspotenzial beseitigen können. Alle Studien gehen davon aus, dass der kreative Prozess im Menschen seine Lebensfreude steigern kann.

Neurobiologische, psychologische und kulturwissenschaftliche Ansichten zu einem Gesamtergebnis zusammenzuführen, gestaltet sich für den Autor schwierig, da sich die Teilgebiete bei intensiver Beschäftigung teilweise gegenseitig ausschließen. So werden die Kreativitätsvorstellungen der einzelnen Bereiche sehr anschaulich und interessant erklärt, eine umfassende Gesamtdarstellung bleibt jedoch eher aus.

Neben dem Versuch, verschiedene Schöpfungstheorien unter einen Hut zu bringen, liefert Holm-Hadulla jedoch auch praktische Anwendungen zum Umgang mit Kreativität in Erziehung, Bildung, Beratung und im Alltag und gibt dem Leser nützliche Ratschläge zur kreativen Lebens- und Arbeitsgestaltung. Dafür stellt er beispielsweise sieben Regeln für einen produktiven Lebensalltag auf. In ihnen geht es unter anderem darum, Probleme und Kreativitätshemmnisse, wie beispielsweise Prüfungssituationen zu akzeptieren und hinzunehmen. Dann erst könnten störende Ereignisse entdramatisiert werden. Zudem wird



• Rainer M. Holm-Hadulla: Kreativität zwischen Schöpfung und Zerstörung. Konzepte aus Kulturwissenschaften, Psychologie, Neurobiologie und ihre praktischen Anwendungen. Vandenhoeck & Ruprecht, 248 Seiten. 19,95 Euro

empfohlen, Rituale zu entwickeln, um sich aus unproduktiven Alltagssituationen zu befreien. Starker Stress solle effektiv genutzt und in positive Anspannung verwandelt werden. Außerdem rät Holm-Hadulla, sich kreative Freiräume zu gestalten, damit der Alltag bewusst gelebt werden kann und man nicht zu Unterhaltungsmedien greift, die das kreative Potential in kürzester Zeit stark begrenzen.

Mit seinem anspruchsvollen Sachbuch erschafft er unterschiedliche Blickwinkel auf ein spannendes Thema, welches im Alltag häufig zu wenig beachtet wird. Vor allem die Anstöße, wie man selbst aufgebaute Blockaden überwinden und wieder zu seiner Kreativität zurückfinden kann, machen das Buch gerade für schreibgehemmte Studenten interessant und lesenswert.

Text: Helena Werner

Foto: woodleywonderworks (Creative Commons, BY)

# Kreativität ist, wenn man's macht

Fantasie allein reicht nicht aus, am Ende muss ein positives Ergebnis stehen.

**Wissenschaft und Kreativität** – diese zwei Begriffe begegnen uns in unserem Leben eigentlich ständig, sei es nun im Studium, auf der Arbeit oder im Privaten. Man soll wissenschaftlich präzise arbeiten, dabei aber möglichst kreativ sein. Doch geht das überhaupt? Lassen sich beide Metiers miteinander verbinden? Wie kreativ ist Wissenschaft, und wie wissenschaftlich ist Kreativität?

Hannelore Heise ist selbstständige Grafikdesignerin, sie war über 20 Jahre im Lehrfach Schriftgestaltung an der Kunsthochschule Burg Giebichenstein als Dozentin tätig. Aus der Tätigkeit in diesem interessanten Bereich zwischen Handwerk und Kunst, gingen vielfältige Designs von Spielkarten, Büchern, Logos, Geschäftsausstattungen und anderem hervor. Bekannt wurde sie durch die Gestaltung von Briefmarken, besonders der schönsten Briefmarke Europas 2003. Seit 1990 führt sie das Goldene Buch der Stadt Halle. Kreativität würde sie, die Künstlerin, als »eine Art Schöpferium« bezeichnen, das »durch die Gabe der Fantasie beflügelt wird und zu positiven Ergebnissen führt.« In dieser Definition sind zwei Merkmale zentral: Fantasie und Produktivität.

Man könne noch so fantasievoll sein und doch nicht kreativ. Fantasie ist, ihrer Meinung nach, ein zentraler Bestandteil, um zu Ideen zu gelangen. Sie sei die Voraussetzung, um kreative Schaffensprozesse in Gang zu bringen. Doch müsse sie in Bahnen gelenkt werden, damit etwas Sinnvolles entsteht. Heise bemerkt das nicht nur in ihren Seminargruppen: »Ich kenne einen Kollegen, der viele schöne, aber immer ähnliche Bilder malte. Als ich ihn ein-



Eine von Heises eigenen Arbeiten

mal fragte, warum er so arbeite, antwortete er, dass sei eben das, was er könne. Ihm fehlte die Fantasie um Neues zu beginnen.« Jedoch gebe es auch Menschen, die vor Fantasie übersprudeln, einen Gedankenblitz nach dem anderen haben, aber keinen weiterverfolgen und am Ende völlig ergebnislos dastehen. »Es ist doch so, dass man die Ideen, die man hat, auch umsetzen muss. Das gilt für Künstler wie für Forscher. An dieser Stelle fängt die harte Arbeit an«, so Heise.

»Fantasie ist nicht erlernbar.«

»Fantasie ist eine dem Menschen in die Wiege gelegte Gabe«, diese kann man, so glaubt Heise, »nicht erlernen und auch nicht lehren.« Die vor einem Studium an der Burg erforderlichen Eignungstests seien darauf ausgerichtet, neben anderen Qualitäten auch die Fantasiebegabung zu testen. »Mit Hilfe gezielter Aufgabenstellungen kann man vergleichen, ob jemand etwas weiterentwickelt, etwas dazuerfindet und dieses auch entsprechend umsetzt, oder ob er nur konsequent nach Vorlagen arbeitet.«

Für die Dozentin ist es Fakt, dass es Menschen gibt, die kreativer sind als andere. »Das merke ich in meinen Seminargruppen immer wieder. Es gibt jene, die eine Aufgabe bekommen und sofort aktiv werden, und solche, die sitzen und grübeln. Diesen kann der Lehrer helfen, indem er kleine anregende Hinweise gibt.« Ein guter Lehrer zeichne sich dadurch aus, dass er nicht alles vorgibt, sondern mit kleinen Tipps und Umschreibungen die Studenten zu eigenen produktiven Wegen lenkt. Anregungen sind beispielsweise der Verweis auf Werke früherer oder anderer Künstler, Kalligrafen, Schriftgestalter, die Lektüre eines Buches, das Wissen des Dozenten oder geschichtliche Hintergründe. »Kreativität entsteht dann, wenn man alles zu einem Thema vorhandene Material gesammelt hat und mit eigenen Ideen der Umsetzung etwas Neues schafft, seinen eigenen Weg findet.« Diese Anregungen aufzugreifen, selbst Erlebnisse und Erfahrungen zu machen, das könne ein Lehrer vermitteln, die Fantasiegabe jedoch müsse in einem selbst stecken.

Kreativ zu sein heißt entscheiden zu können

Als Grafikdesignerin sind ihre Anregungen in erster Linie Aufträge. »Wenn ich einen Auftrag mit konkreten Vorlagen erhalte, muss ich ebenfalls warten, bis mir meine Fantasie weiterhilft, in der Vorbe-



Studierende lernen bei Hannelore Heise nicht nur, »kreativ« zu sein, sondern auch das praktische Umsetzen ihrer Ideen.

reitungszeit entwickle ich Ideen und Skizzen. Man muss sich in dem Moment selbst Futter geben. Weiter suchen, was andere schon gemacht haben, lesen und so weiter.« Einfach mit der Arbeit zu beginnen und zu sehen, was sich ergibt, klappe nicht immer. Gerade als Grafikdesigner müsse man schnell arbeiten und sich vor allem auch schnell zwischen seinen Entwürfen entscheiden können, erklärt Heise, da man dem Auftraggeber schließlich nicht 500 Skizzen präsentieren könne. »Auch das gehört zur Kreativität: sich zu entscheiden und ein Urteil über seine eigene Arbeit fällen zu können.«

Bei Wissenschaftlern müsse Fantasie zu Forschungsergebnissen führen. Es handelt sich dabei um denselben Antrieb: etwas zu schaffen, was noch nicht dagewesen ist.

Fantasie, Intensität und Ausdauer stehen in einer notwendigen Reihenfolge des Schöpfungsprozesses, um Ergebnisse zu erzielen. Ebenso wie Kunstwerke sind wissenschaftliche Entdeckungen umstritten. Man denke nur an die Waffenindustrie. Die Entwicklung der Atombombe ist auf Entscheidungen einzelner Personen zurückzuführen. »Auch Waffenforschung wurde durch Kreativität entwickelt. Für mich«, so lenkt Heise ein, »hat das Wort Kreativität jedoch immer noch etwas Positives; man sollte versuchen, dass es so bleibt.«

Auch Physiker müssen kreativ sein

Die Ausführung dessen, was man ausdrücken möchte, ist der zweite Teil des kreativen Schaffensprozesses. Man kann die tollsten Vorstellungen haben, in der Ausfüh-

rung aber komplett versagen. Die praktische Umsetzung im Naturstudium, die Kenntnis von Material und fachspezifischer Arbeitsweise, die Einbeziehung historischer Erfahrungen sowie ein technisches und wissenschaftliches Basiswissen gehören zum zentralen Inhalt eines Studiums an der Burg. Wissenschaftlichkeit der Lehre spielt auch dort eine große Rolle. »Jedes Lehrfach will neben den künstlerischen speziellen Grundlagen der Gestaltung auch allgemeine Erkenntnisse vermitteln«, erklärt Heise.

Auch eine Kunsthochschule, die Künstler, Designer und Kunstpädagogen ausbildet, ist also ohne Wissenschaftsvermittlung nicht denkbar, ebenso wenig wie es Wissenschaften frei von Kreativität gibt.

Für Hannelore Heise sind Burgstudenten nicht unbedingt kreativer als Biologen, Physiker oder Mathematiker. Deren kreative Arbeitsergebnisse sind nicht Kunstwerke, sondern Forschungsprojekte, die aus ihrer Arbeit und mit bereits vorhandenem Wissen Neues schaffen in Form von Technologien oder Theorien. »Wissenschaftler und Forscher haben das Problem, dass man nicht sofort sieht, was praktisch herauskommt, außer einem dicken Stapel Papier als Abschlussarbeit oder Forschungsbericht. Bei Künstlern zeigt sich Kreativität schneller, bildhaft sichtbar und gegenständlich realistisch in den Kunstwerken, doch beide Berufsgruppen sind auf sie in gleicher Weise angewiesen, um erfolgreich zu sein.«

Text: Katharina Deparade

Fotos: Hannelore Heise

# »Kreativität ist mehr als Basteln und Malen.«

Halle-Neustadt: Groß. Viele Menschen. Wohnsiedlungen: »Massenmenschhaltung«. Der perfekte Ort für Sachsen-Anhalts erste »Kreativitätsschule«?

»Wir fühlen uns alle sehr wohl hier. Wir haben ein schönes Gebäude für uns gefunden und ein wunderbar grünes Außengelände mit sehr alten, schönen Bäumen. Einige der Eltern sind zwar zu Beginn skeptisch, wenn sie »Neustadt« hören. Aber wenn sie sich unsere Schule dann angeschaut haben, sind die Bedenken meist verflogen«, kommentiert Dr. Torsten Hentschel den Standort seiner Schule. Mitten in Neustadt, in einem typischen Plattenbauten-Wohngebiet, liegt sie: Die »Erste Kreativitätsschule Sachsen-Anhalts e. V.«. Obwohl die Schule direkt von Wohnblöcken umgeben ist, schaut man aus den Fenstern immer ins Grüne: Rings um das Schulgelände liegt ein kleiner Wald, der das Gebäude vom »Neustädter Flair« abschirmt. Auf dem Schulhof gibt es einen Spielplatz, einen Basketball-Korb und viele andere Plätze, auf denen die Kinder während der Hofpause spielen können. Auch das Innere der Schule ist ganz anders als das graue Klischee: Die Wände sind in der einen Richtung in einem angenehmen Grün und in der anderen Richtung in einem knalligen Orange gehalten. »Das hat sich unser Architekt so ausgedacht. Uns und den Kindern gefällt es gut.« Der Verein hatte schon 1992 eine alte Villa in Neustadt für das Nachmittagsprogramm der Kinder gemietet. 1997 fiel dann der Entschluss, eine eigene Grundschule zu gründen. Schon damals stand fest: »Den Standort Neustadt geben wir nicht auf.«

## Kreativität als Unterrichtsfach?

»Wir geben den Eltern kein Versprechen, dass ihre Kinder bei uns besonders kreativ werden oder zu 100 Prozent nach der Grundschule auf ein Gymnasium gehen«, stellt Hentschel gleich zu Beginn klar. Seit 2002 ist der promovierte Pädagoge Geschäftsführer des Vereins. »Was wir aber versprechen können, ist, dass wir die Kinder an ihre eigenen Grenzen führen und ihnen dafür ein geeignetes Umfeld bieten.« Dieses Versprechen, so Hentschel, schließe Kreativität natürlich ein, würde aber »klassische Leistungsmerkmale« nicht ausschließen. Obwohl die Frage bei seiner Schule auf der Hand liegt, drückt sich Hentschel um eine Definition von Kreativität: »Ich bin kein Kreativitätsforscher und kann deshalb keine Definition dafür angeben.« Für den Mathematik-Didaktiker ist ein Kind nicht automatisch kreativ, wenn es »gerne bastelt und malt«. Viele der Eltern kommen nämlich genau mit diesem Gedanken an seine Schule, aber: »Kreativität ist nicht an irgendwelche Fächer gebunden. Für mich geht es darum, die Kinder im Grundschulalter bereits zu gewissen Eigenleistungen zu bringen.« Dafür bietet die Schule den Kindern neben den regulären Fächern wie Mathematik, Deutsch und Sachunterricht zusätzliche Kurse am Nachmittag an, wie Theater, Handwerkliches Bauen, Tanz und Bewegung, PC, Musik / Rhythmik und Denken, Knobeln und Experimentieren. Kreativität wird also nicht nur auf



die musischen Bereiche festgeschrieben. Um den Schülern eine fachlich fundierte Ausbildung zu bieten, werden für die Sonderkurse externe Lehrbeauftragte angestellt: Zum Beispiel Theaterpädagogen oder Musiker mit einer Fachweiterbildung für Rhythmik. Um einen Überblick über alle Angebote zu bekommen, lernen die Schüler in den ersten beiden Jahren alle Bereiche kennen. Für die Klassen 3 und 4 können sie dann selbst entscheiden, wo sie ihre Schwerpunkte setzen wollen. »Die meisten Eltern schicken ihre Kinder genau wegen diesem Ganztagsprogramm zu uns auf die Schule«, ergänzt Hentschel, der seinen Sohn damals auch auf die Schule geschickt hat.

## Schule macht Spaß!

Ein komplett festgelegtes Unterrichtskonzept gibt es an der Schule nicht. Das sei Hentschel zufolge einer der großen Vorteile seiner Schule, die er – natürlich – als »beste Schule in ganz Halle« ansieht: »Wir haben uns bewusst gegen ein starres Lehrformat entschieden.« Die Lehrerinnen würden je nach Situation und je nach Bedarf der Schüler einen Methodenmix verwenden. Dazu gehört auch, dass während der Unterrichtsstunde im Hintergrund spannende Klaviermusik gespielt wird. Das wichtigste Ziel in der Grundschule sei es, den Schülern zu vermitteln, dass Schule Spaß macht. Für die Kreativitätsschule sind deshalb die häufig belächelten Konzepte der Montessori- oder Waldorfschulen kein Tabu. »Würden die Schüler auf diese Weise nichts lernen, gäbe es diese Schulen nicht mehr.« In diesem Methodenbaukasten sieht Hentschel den entscheidenden Vorteil gegenüber staatlichen Schulen: »Dort werden einfach die Chancen, die es gibt, nicht genutzt. Es steht nirgendwo geschrieben, dass man zwingend nur Frontalunterricht betreiben muss. Aber staatliche Schulen sind in solchen Fragen oft sehr träge.« Dabei sei es gerade im Kindesalter sehr wichtig, den Spaß am Lernen zu wecken. Schließlich würden die Kinder ihre ganze Schullaufbahn davon zehren, wenn ihnen bereits

die Grundschule Spaß gemacht hat. Hentschel ergänzt: »Trotzdem sind wir bei uns leistungsorientiert. Wir sitzen nicht nur rum, malen Bilder und freuen uns den ganzen Tag.«

## Besondere Lehre, besondere Lehrer?

Um die Methode den Schülern immer genau anzupassen, braucht es natürlich gut ausgebildetes Personal. »Das heißt aber nicht, dass wir nur Pädagogen mit zertifizierten Fachweiterbildungen anstellen.« Ein normales Studium der (Grundschul-)Pädagogik sei formal völlig ausreichend. Viel wichtiger wäre bei den Auswahlgesprächen, inwieweit sich die Bewerber mit dem Konzept der Schule identifizieren können. »Wenn die Einstellung der Bewerber stimmt und sie sich der Aufgabe stellen wollen, kriegen wir den Rest gemeinsam hin.« Um immer auf dem aktuellsten Stand zu sein, gehen die Pädagogen der Kreativitätsschule regelmäßig zu Weiterbildungen. Dieser starke Fokus auf Weiterbildungen sei für die Schule »Fluch und Segen« zugleich: Durch die zahlreichen Aus- und Weiterbildungen sind die Pädagogen bei den staatlichen Schulen, vor allem auch in den alten Bundesländern, sehr begehrt. Da passiert es häufiger, dass junge Lehrkräfte mit der Aussicht auf eine Festanstellung und Verbeamtung abgeworben werden. »Mit solchen Angeboten können wir natürlich nicht mithalten. Wir sind quasi ein Privatbetrieb und können solche Garantien nicht geben.« Schließlich müssten sich alle Schulen in freier Trägerschaft selbst finanzieren. Diese Unabhängigkeit hat auch einen Vorteil: Anstatt Lehrer vom Land zugezogen zu bekommen, wird jeder Lehrer an der Kreativitätsschule von Hand ausgewählt. »An einer öffentlichen Schule gibt es dann Lehrer, die schon an 28 anderen waren. Das hat dann häufig einen Grund. Es gibt eben nicht nur gute, sondern auch schlechte Lehrer. Wir können uns diejenigen raussuchen, die am besten zu uns, unserem Konzept und den Kindern passen.«

Text und Fotos: Tom Leonhardt



# Die erfolglose Suche nach der Kreativität

Kreativ gesetzte Worte fallen niemandem einfach so zu. Wir baten Katja Hofmann, eine Poetry-Slammerin aus Halle, ihre Gedanken dazu zu äußern.

Ich sitze vor meiner Hausarbeit und übe mich an kreativen Schreibkünsten. Doch wie bitteschön soll ich denn auf Druck kreativ sein? Kommt Kreativität nicht einfach schlagartig und punktuell? Ist Kreativität nicht ein Prozess, der auf der Neukombination von Informationen basiert und einen gewissen »Aha-Effekt« erzielt?

Mir ergibt sich gerade gar nichts.

Kreativ bin ich leider nur in den ungünstigsten Momenten. In der Nacht zum Beispiel, wenn ich träume. Dann sind meine Träume oftmals so unglaublich absurd. Letztens träumte ich zum Beispiel davon, zwei Möhren zu gebären. Es waren Zwillinge. Wunderbar bizarr.

Träume sind der Schlüssel zur Kreativität, und selbst Paul McCartney soll die Melodie zu »Yesterday« im Traum gekommen sein.

Mittlerweile glaube ich, ich hätte lieber »Kreatives Schreiben« studieren sollen, denn um einen kreativen Einstieg in meine Hausarbeit zu finden, fehlt es mir gerade an jeglicher Geduld. Mein leeres Blatt will sich einfach nicht füllen. Schreibblockade nennt man so was wohl. Doch selbst in den besten Schriftstellerfamilien kommt das vor. Auch Proust, Rimbaud und J.R.R. Tolkien litten unter »writer's block«.

Ich schlage im Google-Lexikon nach, wie ich meine Kreativität fördern kann.

An erster Stelle steht, ich solle alle äußeren Ablenkungen ausschalten. Ich schalte also meinen Fernseher aus, stoppe meine iTunes-Playlist und schließe die Facebook, Myslam, Studivz, Studip, Google+, Twitter, Last.fm und Googlemail-Fenster meines Browsers. Mein Handy kann ich nicht abschalten. Da fühle ich mich zu unerreichbar.

Der zweite Tipp, den mir Google ausspuckt, ist es, einfach draufloszuschreiben. Eine Art Brainstorming. Heraus kommt nur eine To-Do- und Pack-Liste für die Festival-saison und ein japanische Gedicht namens Haiku:

Kreativität –  
ist schwer für mich zu kriegen  
ich werds wohl nie lern'.



**Der Druck steigt.** Meine Hausarbeit muss nächste Woche auf dem Tisch meiner Dozentin liegen. Was tut man also in einer solchen Situation: ich putze mein Zimmer. Wische seit Wochen mal wieder Staub und reinige meine Fenster, freue mich danach mindestens zehn Minuten auf den Zuwachs an Licht in meinem Zimmer und sortiere meinen Kleiderschranksinhalt nach Farben und Mustern. Zwei Tage später bin ich mit allem fertig. Nur die Hausarbeit hat sich kein Stück weiterentwickelt. Ich beschließe mit Freunden wegzugehen. Leicht angetrunken komme ich um 4 Uhr nachts nach Hause und schlafe vor meinem aufgeklappten Word-Dokument namens »Hausarbeit-Entwurf« ein.

Als ich aufwache, sitze ich vor einer fast fertig geschriebenen Hausarbeit. Ich muss wohl unter dem Einfluss von Alkohol ziemlich kreativ gewesen sein. Ich lese mir die ersten drei Sätze durch. Sie sind kompletter Müll. Ich lese weiter und muss den gesamten Text löschen. Brachte doch nicht so viel.

Ich beschließe die Hausarbeit doch noch ein Semester aufzuschieben. Bis mir vielleicht mehr zum Thema einfällt.

Kreativität entfaltet sich wohl im zwanglosen Zustand leichter.

Kommt Zeit, kommt Kreativität, und bis dahin sitze ich hier und warte.

Text: Katja Hofmann

Foto: sparetomato (Creative Commons, BY)





# Vorhang auf für . . .

... Theatergruppen, Galerien und andere Kulturprojekte, die die Stadt Halle zu bieten hat. Teil 4: Raum Hellrot.

## Raum Hellrot – wer steckt dahinter?

Nancy Jahn und Sven Großkreutz, die selbst auch Künstler im Bereich Fotografie und Malerei sind. Sie organisieren seit 2007 verschiedene Ausstellungen in der Galerie und ebenso Projekte außerhalb. Unterstützt werden sie dabei unter anderem von der Kunststiftung Sachsen-Anhalt und vom *Format- Filmkunstverleih*.

## Wer darf in der Galerie ausstellen?

Sowohl lang geschätzte als auch junge unbekanntere Künstler stellen ihre Werke aus. So ergibt sich eine Mischung aus ausgewählten klassischen Vertretern und neuen Entdeckungen. Die Ausstellungen lassen sich dabei immer wieder auf die Persönlichkeit des Künstlers zurückführen.

## Was bekommt der Besucher der Galerie geboten?

Den Besucher erwarten schöne Bildfindungen in Grafik, Malerei und Fotografie der Künstler zu verschiedenen

Thematiken, wie zuletzt Ausstellungen unter dem Aspekt der Dokumentation. Auch Gastausstellungen werden zu sehen sein. Während der Sommerpause wird es im Juli und August außerdem Lesungen in den kühlen Räumen der Galerie geben, so wie die Lesung von Christine Hoba und Lino Wirag am 21. Juli.

## Was soll der Besucher nach dem Besuch einer Ausstellung mitnehmen?

In der Galerie werden verschiedenste Aspekte der Kunst aufgezeigt. Die Besucher sollen die Ausstellung natürlich genießen, doch ebenso sollten ein paar Gedankengänge zur Thematik und zur künstlerischen Umsetzung angeregt werden.

Text: Julia Kloschkewitz

Foto: Nancy Jahn



• Ihr wollt noch mehr über die Galerie *Raum Hellrot* erfahren? Informationen zu den Ausstellungen und Lesungen findet ihr auf [www.raum-hellrot.de](http://www.raum-hellrot.de).

# Metal, aber richtig!

Eine Begegnung mit der Studentenband *Agamemnon*

Beim Betreten des Hühnermanhattans fühlt man sich leicht in eine Parallelwelt versetzt. Das alte verfallene Fabrikgelände wird heute von den unterschiedlichsten kleinen Bands als Probe- und Auftrittsstätte genutzt, mit Musik und neuem Leben gefüllt. Eine dieser Bands ist *Agamemnon*. Hinter dem Namen, der auf den mykenischen Sagenkönig zurückgeht, stehen die vier Studenten Richard, Patrice, Nils und Güthi.

Der Proberaum entspricht allen Vorstellungen eines kreativen Schaffenschaos: kahle Wände mit abbröckelnder Tapete, Styropor an der Decke, Plakate und aufgestapelte Kästen Sternburger – Reste vom letzten Auftritt – und natürlich vor allem, was das leidenschaftliche Musikerherz begehrt: E-Gitarren, Verstärker, Schlagzeug, Mikros.

Richard ist 22, schreibt gerade an seiner Bachelorarbeit in Physik, Güthi, 20, studiert Archäologie und Geschichte, Nils ebenfalls Geschichte in Kombination mit Politikwissenschaft, und Patrice will Lehrer für Englisch und Informatik werden. Die Idee zur Gründung hatte Güthi. Er spielte vorher bereits in einer Punkband. Als er sich, nach eigenen Angaben, »für Metal bereit fühlte«, startete er eine Suchaktion per Stud.IP. Die Idee ging auf und seit 2010 hat sich *Agamemnon* fest im Hühnermanhattan etabliert. »Musik ist für mich Erholung, es macht mir einfach Spaß«, erklärt Patrice. Er spielte bereits in der Schulzeit klassische Musik auf dem Cello, bis er seine Leidenschaft für E-Gitarren und Heavy Metal entdeckte.

## Sie finden Power Metal zu kitschig

Die vier Jungs in schwarzen T-Shirts, Dreiviertel-Hosen und einfachen Turnschuhen entsprechen nicht dem typischen Klischeebild von rohen Wikingern mit wilder Mähne und Bodybuildermuskeln. »Das sind die Power-Metaler, die sich auch gerne als True Metaler, also die einzig Wahren bezeichnen. Sie verkörpern alle typischen Klischees, spielen schneller, und ihre Texte sind uns zu kitschig.« erläutert Güthi. Kitschig? Nein, das sind *Agamemnon*'s Klänge wirklich nicht. Wenn sie loslegen, vibrieren die Wände. Ihre Songs sind sehr kraftvoll und rockig, laut, aber nicht lärmend, mit melodischen Gitarrensoli. Patrices raue und tiefe Stimme fügt sich wie natürlich in das Gemisch aus Gitarren und Schlagzeugklängen ein. Wenn die Finger scheinbar problemlos die Seiten rauf und runterfahren, Akkorde im Sekundentakt wechseln, Toms und

Crashbecken ertönen, sieht man den Jungs die Freude, die ihnen ihre Musik bereitet, deutlich an.

Dennoch sind sie froh, sich nicht für ein professionelles Musikstudium entschieden zu haben. »Ich bereue es nicht«, erklärt Patrice, »die permanente Forderung nach Perfektionismus, Methodik und Leistung würde mir den Spaß an der Musik verderben. Für eine eigene Band hätte ich dann vermutlich keine Kraft mehr.«



## Pleiten, Pech und Pannen

Am ersten April dieses Jahres war es soweit. Der erste große Auftritt im Hühnermanhattan stand an. Mitten im Song rissen Nils, dem Bassisten, zwei Seiten. Beim zweiten Auftritt ließ sich das Kabel vom Verstärker der E-Gitarre nicht mehr anschließen, woraufhin schleunigst eine neue Gitarre aufgetrieben werden musste. Diese allerdings ließ sich nicht stimmen. Doch *Agamemnon* machte das Beste draus.

Ihre Musik kam beim Publikum sehr gut an. Vor allem für ihren ersten eigenen Song, ein mystisch düsteres Instrumental, erhielten sie viel Applaus.

Nächste Auftritte in Leipzig und Halle sind in Planung. Wo es mit ihnen einmal hingehen soll? Wenn man Patrice fragt: »Am liebsten in ein kleines Eigenheim mit großem Probekeller.«

Text: Katharina Deparade

Foto: Tino Jotter



## Zwischen zwei Welten

Florian Lang hat für sechs Monate in Delhi bei einer NGO gearbeitet. Die dabei entstandenen Fotos wurden in den Franckeschen Stiftungen ausgestellt.

**Angenehme Kühle** begrüßt einen an einem sommerlichen Junitag beim Betreten der Franckeschen Stiftungen. Die Empfangsdame schaut etwas verwundert, wenn man die Fotoausstellung über Indien sehen möchte. Sie erklärt, es handle sich lediglich um einen Flur, in dem einige Bilder hängen. Über knarrende Holzstufen geht es hinauf, nur zwei Besucher kommen entgegen. Dann, kurz vorm Erreichen des Dachgeschosses, das Plakat zur Ausstellung. *Modern Times* steht in weißer Schrift auf einem sehr dunklen Foto. Zu erkennen ist ein kleiner Junge, der in einem Raum auf dem schmutzigen Boden sitzt. Er schaut auf einen Fernseher, die einzige Lichtquelle. Die Wände sind unverputzt, Kabel hängen umher, einige Tüten an der Wand und ein Brett als Regal vervollständigen die Einrichtung.

Noch ein Treppenabsatz, und der Flur ist erreicht. Die ausgestellten Fotografien sind an einer Wand entlang angebracht und werden leicht angestrahlt. Je zwei sind in ei-

nem Rahmen übereinander angeordnet, alle Fotos sind schwarz-weiß gehalten. Hier hängen Aufnahmen ähnlich der vom Plakat, darunter ärmliche Jungen vor einer Schultafel oder junge, schlecht gekleidete Männer auf einer Mauer. Daneben gibt es jedoch auch Fotos von hochmodernen Shopping-Malls und der Arbeit in High-Tech-Firmen. Der Schwerpunkt liegt aber eindeutig auf den ärmeren Indern und ihrer Lebensweise. Ein Bild ist besonders eindrucksvoll. Zu sehen ist ein düsteres Treppenhaus, auf einem Treppenabsatz steht ein kleiner Junge. Eine Hand hat er am Geländer, mit der anderen hält er einen Stock und schlägt auf das Metall. Vom Geländer hängen alte Seile herab, die wie Algen aussehen. Aus den Stufen und Wänden bröckelt der Putz, Einrichtung gibt es keine. Nur eine Gittertür ist zu sehen.

Über der Betrachtung der Bilder vergisst man leicht die Zeit. Auch der Fotograf der Bilder, Florian Lang, ein etwa 30-jähriger Student mit Zehn-Tage-Bart und schwarzem-

rahmter Brille, besucht an diesem Tag noch einmal die Ausstellung. Schon in einer Woche wird er wieder in Indien sein wird. Dort will der Student der Kultur- und Medienpädagogik der Hochschule Merseburg seine Bachelorarbeit schreiben. Er wird in Delhi wohnen, wie schon bei seinem sechsmonatigen Aufenthalt von Herbst 2010 bis zum Frühjahr 2011, wo die Fotos der Ausstellung entstanden sind.

Florian war ein paar Jahre zuvor als Tourist in Indien. »Nach den drei Monaten hatte ich das Gefühl, dass ich ganz viel gesehen, aber keinerlei Antworten bekommen habe, sondern nur Fragen. Es war ganz oberflächlich, alles schön und exotisch und interessant, aber ich hatte das Gefühl, dass ich nichts weiter gelernt hatte.«

### Hilfe für die Ärmsten

Bei einer kleinen indischen NGO hat Florian deshalb sein Praxissemester absolviert. Ausgewählt hat er sie ganz bewusst, da sie sich mit den Themen Arbeit bzw. Rechten von Arbeitern beschäftigt. Genau zu diesem Thema wollte er von Anfang an auch fotografieren. Seine Organisation war vor allem in Arbeitersiedlungen tätig, am meisten in denen der Stadt Gurgaon. Gurgaon ist ein Vorort Delhis und gilt als eine der Vorzeigestädte Indiens. »Es ist einer der fortschrittlichsten Orte mit Kinos, Shopping-Malls und sogar einer Metro nach Delhi. Alles ist modern, aber nur zehn Minuten Rikschafahrt entfernt hat man Arbeitersiedlungen, wo die Leute in Baracken wohnen, wie es bei uns für die Gastarbeiter der 60er Jahre war.« Er und die anderen Organisationsmitarbeiter waren die meiste Zeit in Gurgaon unterwegs, um mit den Arbeitern zu sprechen und bei rechtlichen Problemen zu helfen. Es ging auch darum, Kulturveranstaltungen für die Bewohner der Arbeitersiedlungen zu organisieren. Bei solchen Gelegenheiten hat Florian immer fotografiert. Meist war er aber für Fotos allein unterwegs, um sich genügend Zeit nehmen zu können. »Die Kommunikation, die dort stattfand, war auf Hindi. Es hat dann leider nur für ein paar Floskeln gereicht.« Florian war es dabei wichtig, keine gestellten Fotos zu schießen. Seine kleine point-and-shoot Kamera hatte er immer dabei, sodass er spontan Fotos schießen konnte. Mit seiner alten Leica unternahm er dagegen geplante Ausflüge.

Das Bild mit dem Jungen im Treppenhaus wurde analog fotografiert. Florian erklärt, dass es sich um einen Häuserblock mit drei oder vier Stockwerken handelt. Von jeder Etage gehen Gänge mit ungefähr 20 Zimmern ab, in denen Familien wohnen. Dies seien die typischen Arbeiterwohnungen, meist ohne Fenster. Der Junge auf dem Foto, erzählt Florian, stand minutenlang da, schlug auf das Geländer und beachtete ihn nicht.

### Arbeitersiedlungen mit Bezug zu Charles Chaplin

Insgesamt hat Florian, wie er überschlägt, 1100 Fotos geschossen. In der Ausstellung *Modern Times* hängen 34. Sein Lieblingsfoto war lange Zeit jenes, das auch auf dem Ausstellungsplakat zu sehen ist: Das ärmliche Kind vor einem Fernseher. Jetzt sind es andere, darunter eine Shopping-Mall, in der ein anderer kleiner Junge mit einem Luftballon steht. »Das ist das andere Ende der Kette«, meint Florian nachdenklich. Was letztendlich auf seinen Fotos zu sehen ist? Florian muss nachdenken. »Ein modernes Indien, kein klischeehaftes hoffentlich. Natürlich ist es immer etwas klischeehaft, aber jenseits der Klischees von Yoga und Meditation. Also spannungsgeladene Indien mit Gegensätzen.«

Der Titel der Ausstellung stand für Florian schon früh fest. Sonntags wurden von seiner Organisation aus Filme für die Arbeiter und ihre Familien gezeigt. Bei einer Vorführung lief *Modern Times* von Charles Chaplin. »Der Film kam wahnsinnig gut an. Er wurde sogar zwei Mal gezeigt, weil die Leute ihn noch mal sehen wollten. Ich kannte den Film schon, aber das hat wie die Faust aufs Auge gepasst. Die Themen, die im Film behandelt werden, spiegeln genau das wider, was die Leute dort betroffen hat, aber auf eine witzige Weise.« Im Film geht es, wie bei den Arbeitern in Indien, um Klassenkampf, Modernisierung und den Gegensatz von Arm und Reich.

Seine Fotos in Deutschland auszustellen hatte Florian geplant; dass der Ausstellungsort die Franckeschen Stiftungen sein würden, war großes Glück. Wie er die Ausstellung und den Ort findet? »Grandios. Ich bin total begeistert. Ich habe seit Beginn des Studiums diesen Gedanken mit mir herumgetragen. Jetzt mit dieser Ausstellung kann ich es abschließen und das ist total erleichternd.«

Text: Luise Kotulla

Fotos: Florian Lang

• Alle Fotos der Ausstellung unter: [www.bit.ly/indienfoto](http://www.bit.ly/indienfoto)



# An die Hand genommen

## Die Bürgerstiftung Halle zeigt Kindern die bunte kulturelle Welt in Halle.

Spannende Theaterstücke, klangvolle Musik, interessante Ausstellungen in Museen – diese kulturellen Güter bereichern einen Menschen schon von klein auf. Sie wecken Neugier, vermitteln Wissen, prägen die Persönlichkeit. Leider ist kulturelle Bildung zum Luxus geworden, und steht auch nicht mehr jedem Kind offen. Die Eltern haben keine Zeit, nicht die finanziellen Mittel oder kommen selbst aus bildungsfernen Zusammenhängen. Damit das nicht so bleiben muss, hat die Bürgerstiftung Halle ein Kulturpatenprojekt ins Leben gerufen. *Max geht in die Oper* vermittelt seit August 2010 Kinder an freiwillige Paten und organisiert gemeinsame kulturelle Erlebnisse.

### Wer ist Max?

Positive Erfahrungen in der Kindheit prägen die Kulturrezeption im späteren Leben. »Wer Kulturbesuche mit positiven Erinnerungen verbindet, wird es später leichter haben, selbst den Weg in ein Museum oder ein Konzert zu finden«, weiß auch Juliane Graichen, Mitarbeiterin in der Bürgerstiftung und Mitorganisatorin des Projektes. »Wer umgekehrt in seiner Kindheit keine oder wenig Chancen hat, am kulturellen Leben teilzunehmen, wird selber den Weg nicht dorthin finden und auch seinen Kindern diese Türen eher nicht öffnen – ein Kreislauf von Kulturabstinenz.«

Andererseits kann ein reichhaltiges Kulturangebot, wie es in Halle existiert, nur weiterhin bestehen, wenn genug junges Publikum gewonnen wird und das geweckte Inter-

esse immer weitergeben wird. Doch gerade in Stadtgebieten wie Halle-Neustadt, Silberhöhe und Südstadt mangelt es bereits an dieser Weitergabe. *Max* steht für genau diese Kinder, denen der Zugang zu kultureller Bildung erschwert wird. Die Bürgerstiftung nimmt in den genannten Stadtgebieten Kontakt zu den einzelnen Einrichtungen auf, die eben solche Kinder betreuen, und zusätzlich zu Schulen und Horten. »Mit dem Thema und dem Ansatz der Kulturpatenschaften sind wir bislang überall auf offene Ohren und Türen gestoßen«, freuen sich die Organisatoren.

### Max bleibt nicht allein

Kulturelle Erlebnisse sind für Kinder schöner, wenn sie sie nicht alleine erfahren müssen, sondern an die Hand genommen werden, das Erlebte teilen können, Fragen stellen können und einfach jemanden haben, der sich individuell für sie Zeit nimmt. Deshalb werden interessierten Kindern eigene Paten an die Seite gestellt. »Ich betreue mein Patenkind während den Kulturveranstaltungen und unterstütze es im Anschluss an diese bei der Gestaltung des Kulturtagebuchs«, erzählt Julia Steglich, die Grundschullehrerin für die Fächer Deutsch, Mathematik, Englisch und Sachunterricht studiert hat. Sie und ihr Mann sind seit einem halben Jahr als Kulturpaten tätig. »Im Voraus beschäftige ich mich meist ein wenig mit Hintergrundinformationen und Inhalten der Veranstaltung, um entsprechende Fragen des Patenkindes beantworten zu können.«

Auch Florian Ringel, der sein Diplom in Geographie gemacht hat, engagiert sich seit Anfang des Jahres als Pate. Er besucht mit seinem Kind nicht nur die Veranstaltungen, sondern verbringt auch davor und danach Zeit mit ihm, hilft bei der Erstellung eines Kulturtagebuchs oder bastelt, spielt und redet einfach mit ihm. »Bisher war ich mit meinem Patenkind in einer Aufführung eines Kinderballetts und in einem Kinofilm. An beiden Tagen durfte ich viele Papierflugzeuge bauen und Dinosaurier zeichnen. Es ist schön zu sehen, dass man die Patenkinder schon mit Kleinigkeiten glücklich machen kann, wenn man ihnen Zeit und Aufmerksamkeit widmet.«

Um die Kulturpaten auf ihre ehrenamtliche Arbeit vorzubereiten, werden sie in persönlichen Gesprächen ausgewählt und in einer Einführungsveranstaltung eingeführt.

»Zum gegenseitigen Austausch und zur Weiterentwicklung finden außerdem regelmäßig Stammtische und Weiterbildungen statt«, erklärt Juliane Graichen. »Auch die Zusammenarbeit mit den Veranstaltern verläuft positiv. Sie unterstützen uns praktisch, beispielsweise mit kostenlosen Führungen in der Moritzburg oder ermäßigten Eintritt bei den Bühnen Halle.« Eine Patenschaft geht jeweils über ein halbes Jahr und umfasst in der Regel vier Veranstaltungen. In der Zeit ist es möglich, die unterschiedlichsten Angebote wahrzunehmen, wie Theaterbesuche, Kinovorführungen oder Besuche im Planetarium oder in Museen.

### Ein Beitrag zur Chancengleichheit

Die Veranstaltungen begeistern nicht nur die kleinen, sondern auch die großen Paten. »Ich habe selbst einige Orte wie zum Beispiel die Wunderkammer in den Franckeschen Stiftungen kennen gelernt und hatte viel Spaß bei den gemeinsamen Theaterbesuchen«, berichtet Julia. Auch Florian schöpft aus der Patenschaft etwas für sich selbst: »Es ist wunderbar, andere engagierte Menschen in Halle kennenzulernen und zu sehen, wie viel Spaß die Kinder zusammen und mit uns haben. Sie sehen die Welt mit anderen Augen, es tut gut, sich diese Perspektive immer wieder in Erinnerung zu rufen.«

Doch das Wichtigste ist natürlich, den Kindern Begeisterung an der Kultur zu vermitteln und die Bedeutung kultureller Bildung ins Bewusstsein zu rufen. »Wir wollen Kindern positiv besetzte kulturelle Impulse ermöglichen, einen Beitrag zu Chancengerechtigkeit leisten und Bürgern die Möglichkeit geben, mit ihrem Engagement selbst einen Beitrag dazu leisten zu können«, erklärt Graichen die erzielte Wirkung der Kulturpatenschaft.

Das Projekt erfüllt diese Ziele bereits mit großem Erfolg, sowohl auf Seiten der Paten, als auch auf Seiten der Kinder. »Die schönen Erlebnisse mit dem Patenkind haben mir gezeigt, wie wichtig vielfältige kulturelle Angebote für Kinder sind. Umso bedauerlicher ist es, dass es viele Kinder in Halle gibt, denen es aus unterschiedlichen Gründen nicht oder nur sehr selten möglich ist, diese Angebote zu nutzen. Mir ist im Rahmen des Projektes bewusst geworden, dass ein geringer finanzieller Aufwand und die Investition von ein wenig Zeit helfen, einem Kind diese kulturellen Erfahrungen zu ermöglichen«, erzählt



Julia. »Vor allem aber die Begeisterung und Freude, die bei allen Patenkindern zu beobachten waren, haben dazu geführt, dass ich solch eine Patenschaft immer wieder gern übernehmen würde und dies auch jedem empfehlen kann.«

Die Wichtigkeit eines solchen Projekts ist auch Florian bewusst. »Ich sehe seit Jahren, wie der Mangel an sozialer Teilhabe Armut in Deutschland verfestigt, ich versuche meinen Teil gegen diese Entwicklung beizutragen«, berichtet er. »Ich möchte meinem Paten daher die Möglichkeit geben, Dinge zu erleben, die selbstverständlich für ein Kind sein sollten – die sich aber nicht jede Familie ohne weiteres leisten kann. Jedes Kind hat Potenzial, Großartiges zu vollbringen, wenn man es fördert und ihm Freiheit zum Entfalten bietet.«

Text: Julia Kloschkewitz

Foto: Dirk Höke

• Wer das Projekt *Max geht in die Oper* ehrenamtlich als Kulturpate oder mit Spenden unterstützen möchte, findet mehr Informationen auf <http://www.buergerstiftung-halle.de/max-geht-in-die-oper/>



# Nicht vergessen!

Alles, was im nächsten Monat wichtig ist und was sich sonst noch an unserer Pinnwand angesammelt hat

## »Kinder« an die Uni

Auch im nächsten Jahr können Gymnasiasten aus Sachsen-Anhalt wieder mit dem »Schnupperstudium« bereits während der Schulzeit an Univeranstaltungen der MLU teilnehmen und erste Prüfungen ablegen. Uni-Rektor Udo Sträter hat die dafür nötigen Kooperationsverträge im Juli mit den einzelnen Schulen, die sich jetzt »Prime Gymnasien« nennen dürfen unterzeichnet.

## Doppelte Feier

Für das **Studentenwerk** gibt es in diesem Jahr gleich zwei Anlässe, um zu feiern: der 80. Geburtstag und das 20. Jubiläum. Im Mai 1931 wurde das Studentenwerk durch den Zusammenschluss der *Akademischen Speiseanstalt* und der *Halleschen Studentenhilfe e. V.* gegründet, 60 Jahre später folgte die Neugründung.

Am 7. September, um 11.30 Uhr, lädt es darum in die dann neu eröffnete Mensa Heide-Süd ein.

## Kein Rabatt

Wer keine Lust auf den sonstigen alljährlichen Sommerschlussverkauf hat, bei dem man stressvoll ein Schnäppchen nach dem anderen jagt, der sollte lieber bis zum 1. September mal in der *Galerie Gerngross* vorbeischaun. Dort wurde am 13. Juli die Ausstellung *SSV – NULL % AUF ALLES* eröffnet. Dort findet man exklusive Einzelstücke und neue, junge Kunst und muss sich garantiert nicht am Wühltisch rumschlagen.

## Bei Anruf Info

Für **Studienbewerber** an der MLU stehen bis September aktive Studierende Rede und Antwort zu Fragen rund um das Studium in Halle. Beim sogenannten *StudyPhone* geben Studientbotschafter Auskunft über die Universität, den Alltag an einer Hochschule und zum Leben in der Stadt. Der Service ist Teil der Kampagne »Ich will Wissen!«  
Mehr darüber findet ihr unter <http://www.ich-will-wissen.de/>

## Geldregen für Pädagogen

Die **deutsche Forschungsgemeinschaft** (DFG) hat einen Antrag der Erziehungswissenschaftler der MLU bewilligt. Im neuen Forschungsprojekt wollen die MLU, das Institut für Hochschulforschung und die Uni Freiburg gemeinsam die »Mechanismen der Elitebildung« untersuchen. Für die kommenden drei Jahre haben die Wissenschaftler insgesamt 2,2 Millionen Euro eingeworben. Der Löwenanteil, etwa 1,7 Millionen Euro geht dabei an die Projekte der Bildungsforscher in Halle.

- Du bist Student und möchtest, dass Dein Projekt die nötige Aufmerksamkeit bekommt? Dann sende eine Mail an [pinnwand@hastuzeit.de](mailto:pinnwand@hastuzeit.de) und erklär uns kurz und knackig Dein Projekt!

## Süßer die Glocken nie klingen

Der **Rote Turm** zu Halle besitzt eines der größten Glockenspiele Deutschlands mit 76 Glocken, die täglich erklingen. Doch wie ein sogenannter Carillon aussieht oder funktioniert, ist nur wenigen bekannt. Dank Martin Hentze, der seinen Master im Studiengang Multimedia Design absolviert, kommt das große Glockenspiel nun auf kleine Geräte wie iPad, iPhone oder iPod touch. »Carillon« heißt die von ihm entwickelte Applikation, die es ermöglicht, das Glockenspiel auf konzertante Art und Weise zu spielen und zudem interessante Informationen zum Instrument liefert. Wer selbst die Glocken läuten möchte, kann die App im iTunes-Store beziehen.

## Gut zu Fuß

Wer die **Saalestadt** auf eigenen Beinen erkunden möchte, der kann dies in besonders sportlicher Form beim 10. Halbmarathon am 4. September quer durch Halle tun.

Am Fluss entlang geht es durch die grüne Lunge Halles.

Wer mehr oder weniger fit ist, kann beim Marathon beziehungsweise bei kleineren Distanzen wie dem Viertelmarathon mitlaufen.

Informationen zur Anmeldung und zum Ablauf gibt es auf <http://www.mitteldeutscher-marathon.de/>

## Leckere Texte

**Nord und Süd** treffen in Text und Musik bei der nächsten *Wörterpeise* am 6. August, 19 Uhr, im Café Brohmers aufeinander.

Der Süden schickt den Schweizer Vizemeister im Poetry Slam, Renato Kaiser, an den Start. Er hat schon über 100 Slams in Deutschland, der Schweiz und Österreich gewonnen, und zeichnet sich durch seine Bescheidenheit, Tierliebe und Offenheit aus.

Zum anderen reist der Singer und Songwriter Game Ove aus Hamburg an, um das Publikum mit einfühlsamen und amüsanten Chansons zu verzaubern.

Zusammen werden sie die Ohren der Zuschauer verköstigen. Guten Appetit.

## Sommerschule für Physiker

Für **Photovoltaik-interessierte** Bachelor- und Masterstudierende und auch Doktoranden bietet die MLU vom 12. bis 16. September die *Solarvalley Sommerschule für Photovoltaik* an. Dazu wird es Vorträge von in- und ausländischen Beschäftigten geben sowie Laborpraktika, Seminare und Firmenbesichtigungen. Wer teilnehmen möchte, kann sich noch bis zum 31. Juli anmelden. Weitere Informationen gibt es unter [www.physik.uni-halle.de/fachgruppen/photovoltaik/news/](http://www.physik.uni-halle.de/fachgruppen/photovoltaik/news/)